KARL REVETZLOW



25 Jahre Priester und Beichtvater

Nach den Aufzeichnungen eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters u. Beichtvaters

Inhalt

Einleitung

Die kurze Lebensbeschreibung, die wir in dem Buch „Der Priester und die Frau im Beichtstuhl“ (21.—50. Tausend, 1.75 RM, Edelgarten-Verlag, Beuern/Hessen) von dem Pater Chiniquy gegeben haben, und die ebenso interessanten wie lehrreichen Ausführungen desselben über den Beichtstuhl und seine Schäden, die wahrheitsmutige Art seines Bekenntnisses haben in zahlreichen Lesern den Wunsch erweckt, Weiteres und Eingehenderes aus dem Leben und den Begegnissen dieses Mannes zu erfahren.

Wir haben uns deshalb aufs Neue mit seinen schriftlichen Aufzeichnungen eingehend befaßt und legen dem Leser hier eine reiche Auswahl aus seinen vielfältigen und erstaunlichen Erlebnissen und Erfahrungen während seines Wirkens als römischer Priester und Beichtvater vor. Sie lesen sich stellenweise wie ein Roman, teilweise wie eine Komödie, manchmal wie ein Schauerspiel. Immer aber ist es die tiefe Wahrheitsliebe, die ehrliche sittliche Überzeugung, die ihm die Feder führt.

Wir haben es hier wieder so gehalten, daß wir, soweit wie irgend möglich, den ehemaligen Beichtvater und Priester selber zu Worte kommen ließen. Nur da, wo er zu weitschweifig wird oder wo er sich, seiner frommen Neigung gemäß, zu weit in theologische Erörterungen verliert, griffen wir kürzend und erläuternd ein. Auch mußten wir den Text in der deutschen Fassung manchmal anders gestalten, um die Ausdrucksweise deutlicher zu machen.

Wenn nun mancher Leser vielleicht das abstoßende und groteske Treiben von Männern im geistlichen Gewande, wie es der ehemalige Pater Chiniquy schildert, für übertrieben oder für einseitig und ungerecht geschildert halten sollte, so verweisen wir von vornherein darauf, daß bekannte Papstgeschichten und Schilderungen einzelner Epochen und Persönlichkeiten der Kirchengeschichte ebenfalls kein angenehmeres Bild zu entrollen vermögen. Die Kirchengeschichtsschreibung hat manche Epochen der Papstgeschichte geradezu als „Pornokratie“ bezeichnet ... Man fällte dieses Urteil aus dem Abstand der Jahrhunderte für die Zeit von etwa 900 bis 965 (E. V. Löscher: „Historie des römischen Hurenregiments“, Leipzig 1705), aber auch an-

dere Zeiten der Papstgeschichte haben diese Kennzeichnung verdient. Daß sich der oft auftretende Sittenverfall am päpstlichen Hofe auf die Priesterschaft der ganzen Welt übertrug, ist erklärlich und es ist keineswegs die pornographische Literatur, die sich damit beschäftigt, sondern die ernsthafte Geschichts- und namentlich die Kulturgeschichtsschreibung, nicht zuletzt aber die Kirchengeschichtsschreibung, welche uns zu allen möglichen Zeiten ein beschämendes Bild des Sittenzustandes römischer Kleriker übermittelte. Denn diese Zustände stehen ja niemals für sich allein da, vielmehr griffen sie aus dem kirchlichen Bereich in das Sittenleben der Völker über, die auf die Priester als auf ihre Vorbilder und Erzieher zu schauen gewohnt waren; die allgemeine Sittengeschichte ist also mit der des Klerus aufs engste verknüpft.

Die hier zusammengestellten Erlebnisse des Paters Chiniquy während seiner fünfzigjährigen Zugehörigkeit zur römischen Kirche und seiner fünfundzwanzig Jahre andauernden Tätigkeit als römischer Priester zeigen nun, daß diese Dinge keineswegs einer fernen Vergangenheit angehören, sie lehren uns vielmehr, wie auch die nur wenige Jahre zurückliegenden Ereignisse, die Hunderte von Mönchen und Klerikern vor Gericht führten, daß kein Wandel zum Besseren eingetreten ist, daß die Pestbeule der Sittenverderbnis, mühsam durch Pflästerchen verdeckt, immer wieder aufbricht, daß Scheinheiligkeit neben frommem Fanatismus, Lüsternheit neben Herrschsucht die offenbar unvermeidlichen Begleiter des Priestertums zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag sind.

Und das ist kein Wunder, denn die Quellen aller dieser Übel sind bis heute nicht verstopft: Ehelosigkeit der Priester (Zölibat) und Beichtstuhl. Obwohl sich seit Jahrhunderten Generationen von ehrlichen Männern im Priestergewande darum bemüht haben, sie zu beseitigen, bestehen sie unverändert fort. Warum aber das Papsttum so zähe daran festhält, werden wir am Schlusse dieses Buches eingehend erörtern.

Manche in der Schrift „Der Priester und die Frau im Beichtstuhl" nur gestreiften oder kurz angeführten Erlebnisse findet der Leser hier ausführlich behandelt. K. N.

Für die Zusammenstellung der Erlebnisse des Paters Chiniquy wurden folgende Bücher benützt

Ch. T. Chiniquy: „The Priester, the Women and the Confessional". Chicago 1874.
Deutsch: Der Priester, die Frau und die Ohrenbeichte.
derselbe: „Fifty years in the Church of Rome". Chicago 1884.
Deutsch: Fünfzig Jahre in der römischen Kirche.

derselbe: „Memoirs of Father Chiniquy", St. Anna 1899. Deutsch: Erinnerungen des Paters Chiniquy.

Von bedeutenderen, bzw. bekannten Werken, die sich mit der Sittengeschichte der Papstkirche befassen, seien im Nachstehenden folgende genannt

Johann Anton und Augustin Theiner: „Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit und ihre Folgen". 1. Aufl. 1828. Neuausgabe Barmen 1893.

Ignaz von Döllinger: Papstfabeln des Mittelalters. München 1863.

derselbe: „Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römischen Kirche". Nördlingen 1889.

derselbe: „Das Papsttum". München 1892.

Graf Paul von Hoensbroech: „Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit". Leipzig.

Seppelt-Löffler: „Papstgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart". Freiburg i. Brsg. 1933.

Joseph Bernhart: „Der Vatikan als Weltmacht". Leipzig 1935. (Die Verfasser aller dieser Werke sind oder waren Romkatholiken).

Johannes Scherr: „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte". Leipzig 1853 bis 1887. Neuausgabe von Quenzel.

derselbe: „Geschichte der Religion". Leipzig 1855 bis 1857.

Otto Henne am Rhyn: „Religions- und Sittengeschichte aller Zeiten und Völker". Stuttgart.

Otto von Corvin: „Pfaffenspiegel". Berlin (zahllose Auflagen).

Fr. Bülau: „Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen, Die Signora von Monza". (Reclam, Leipzig. Bd. 3706).

Die Persönlichkeit Chiniquys

Charles Telesphore Chiniquy wurde 1809 zu Kamouraska in Kanada als Sohn eines Arztes geboren. Er besuchte in St. Thomas die Schule und bereitete sich auf eigenen Wunsch für den Beruf des Priesters vor. Am 31. September 1833 wurde

er in der Kathedrale von Quebec zum römischen Priester geweiht und war dann in verschiedenen Städten Kanadas als Priester tätig. Im Jahre 1839 begründete er eine Antialkoholbewegung, die anfangs von seinen Kollegen und Vorgesetzten bekämpft wurde. Später wurden ihm verschiedene Auszeichnungen deswegen zuteil. Der Bischof von Montreal verlieh ihm im Jahre 1849 auf Weisung des Papstes in einer öffentlichen Urkunde den Titel eines „Apostels der Mäßigkeit in Kanada". Der Papst selber übersandte ihm ein kostbares goldenes Kruzifix. Hohe Würden harrten seiner ... Indes wurde der kleine Pater seinen Vorgesetzten und Kollegen nicht nur durch seine konsequente Haltung in der Abstinenzfrage unbequem, sondern auch durch den Freimut, mit dem er Schäden innerhalb der Kirche beim Namen nannte und diese abzumildern trachtete. Obwohl kein eigentlicher Zweifler und Sucher, wurde er doch auf religiöse Fragen aufmerksam, an denen seine katholische Gesinnung schließlich scheitern mußte, so die Unduldsamkeit, die Bedenkenlosigkeit bei der Ketzergewinnung, das Messewesen, der Marienkult, vor allem aber die Beichte. Schon als junger Vikar hatte er erschütternde Tragödien und zynische Komödien in und um den Beichtstuhl erlebt, er hatte den verantwortungslosen Geist vieler seiner Kollegen kennengelernt, hatte Kinder verderben, junge Menschen am Beichtstuhl zerbrechen sehen. Seine Vorgesetzten halfen sich gegen den kritikfrohen und reformbeflissenen Pater mit Maßregelungen, die er aber immer wieder, einmal sogar mit Hilfe eines deutschen Jesuitenoberen (Pater Schneider), abzuwenden wußte. Schließlich erhielt der in ganz Kanada berühmte „Apostel der Mäßigkeit" den ehrenvollen Auftrag, ganze Gebiete des Staates Illinois für die katholische Kirche zu erschließen, das hieß gleichzeitig, Kolonisationsarbeit in großem Maße zu leisten. Die neuen Intrigen, mit denen trunksüchtige Priesterkollegen und habsüchtige Bischöfe hier gegen ihn vorgingen, erleichterten schließlich seinen Entschluß, der Romkirche den Rücken zu kehren. Ihm folgten über fünfundvierzigtausend Katholiken und dreißig katholische Priester, die sich später unter seiner Führung der Presbyterianerkirche anschlossen. Hier wirkte Chiniquy noch weitere vierzig Jahre als freier Prediger, allen Lockungen und Drohungen der Kirche gegenüber standhaft. Er starb im hohen Alter von neunzig Jahren und hinterließ mehrere Töchter und seine Gattin, die ihm im Jahre 1864 in Illinois angetraut worden war. Tausende zogen in ehrfürchtiger Trauer drei Tage lang an seinem Leichnam vorüber, Zehntausende gaben ihm das letzte Geleit; ein Zeugnis der ungeheuren Popularität des tapferen Mannes.

1. Erlebnis bei der ersten Beichte

Im Jahre 1819 hatten die Eltern Chiniquys den Zehnjährigen zu einem Verwandten, der in St. Thomas wohnte, in Pflege gegeben. Der Knabe sollte dort eine Schule besuchen, da sich in Murray Bay, wo die Familie Chiniquy damals ansässig war, keine solche befand. Der Onkel war dem Namen nach Katholik, die Tante galt dagegen für eine sehr fromme Frau. Chiniquy erzählt:

„Unser Lehrer, Jon Jones, war Engländer und zugleich ein echter Protestant. Und das hatte den römischen Priester gegen ihn und seine zahlreichen Schüler in solchen Ärger versetzt, daß er alle oftmals von der Kanzel herab mit harten Worten belegte. Aber wir Buben vergalten es ihm, daß er uns nicht leiden mochte, mit seiner eigenen Münze. Doch zu meiner ersten Lektion im Beichtstuhl! Worte sind unvermögend, um denen, die in dieser Sache keine eigene Erfahrung haben, die Bestürzung, die Angst und die Scham zu verdeutlichen, die ein katholischer Knabe empfindet, wenn der Priester im ernsten und feierlichen Tone von der Kanzel herab verkündet: Diese Woche habt ihr eure Kinder zur Beichte zu schicken. Macht es ihnen klar, daß die Beichte eine der wichtigsten Handlungen ihres Lebens ist, daß sie über ewiges Heil oder Verderben entscheidet. Väter, Mütter, Vormünder! Wenn durch eure oder der Kinder Schuld diese falsch beichten, wenn sie *nicht alles* dem Priester beichten, der an Gottes Stelle steht, diese Sünde ist oft nicht wiedergutzumachen, der Teufel nimmt dann von ihrem Herzen Besitz ... Ihr Leben wird eine ununterbrochene Folge von Lästerungen Gottes sein, im Tode und in der Ewigkeit werden sie verworfen werden. Befehlet ihnen darum, alle ihre Taten, Worte, Gedanken und Begierden genau zu prüfen und alles und jedes gerade so zu bekennen, wie es sich zugetragen hat ..."

Diese Eröffnung beunruhigte den Knaben Chiniquy wohl mehr als im allgemeinen andere Kinder. Er war so erzogen worden, daß er es mit diesen Dingen überaus genau nahm, aber er hatte doch auch etwas Besonderes auf dem Gewissen, das ihn vor der Stunde zittern ließ, da er vor den Beichtvater treten sollte.... „In der Nacht schlief ich fast garnicht, ein

furchtbarer Traum ängstigte mich; ich war in die Hölle gekommen, weil ich nicht alle Sünden gebeichtet hatte ... In solchen Gemütserregungen verbrachte ich die Tage, die meiner ersten Beichte vorangingen. Die Gestalt des strengen Priesters, den ich nie hatte lachen sehen, stand ständig vor meinem Geiste. Endlich kam der Tag, an dem ich beichten, also verurteilt und verdammt werden sollte." Was hatte der kleine Chiniquy denn so Arges auf dem Kerbholz? Es war an sich nicht schlimm, es war sogar von einem versöhnlichen Humor erfüllt. Aber vor dem Zehnjährigen stand, zufolge seiner religiösen Erziehung, die ihn in einem Priester eine fast überirdische Erscheinung sehen ließ, seine Verfehlung riesengroß. Er hatte nämlich mit andern Jungen einen Priester verspottet, vielmehr sich heimlich über ihn lustig gemacht, weil dieser lispelte und stotterte. Der kleine Chiniquy hatte ihn im Knabenkreis nachgeahmt und für seine talentvolle Mimik großen Beifall geerntet. Auch Erwachsene hatten sich an den mimischen Vorstellungen des Knaben ergötzt und ihn sogar dafür mit Zuckerbrot belohnt.

Chiniquy erzählt weiter:

„In den Unterweisungen, welche wir vor der Beichte erhalten hatten, war uns gesagt worden, daß der Priester der wahre Stellvertreter Gottes, ja fast der personifizierte Christus selber sei. Demgemäß dachte ich mir, daß mein größtes Verbrechen die Verspottung des Priesters gewesen sei. Ich mußte mich ausforschen, wie oft ich mich über den Priester lustig gemacht hatte, dadurch wurde meine Beichte nicht leichter und nicht angenehmer ... Endlich kam der fürchterliche Augenblick: zum ersten Male kniete ich neben meinem Beichtvater, ich zitterte am ganzen Leibe ... Da ich gehört hatte, daß es geraten sei, die schwersten Vergehen zuerst zu bekennen, so begann ich: ‚Vater, ich bin schuldig, einen Priester verspottet zu haben ...‘ Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, da wandte sich der angebliche Vertreter Jesu mir zu, und während er mich genau betrachtete, fragte er barsch: ‚Welchen Priester hast du verspottet, mein Sohn?‘ Ich hätte mir lieber die Zunge abgebissen, als ihm ins Gesicht gesagt, wer der Priester war. Deshalb antwortete ich garnicht, aber mein Schweigen machte ihn nervös, fast zornig. In hochmütigem Tone wiederholte er: ‚Welchen Priester hast du so unbotmäßig verspottet?‘ Ich sah ein, daß ich antworten mußte, und glücklicherweise hatte mich seine hochmütige Art kühner gemacht und so erwiderte ich: ‚Mein Herr, Ihr seid der Priester, den ich verspottet habe ...!‘ ‚Wie oft hast du dich über mich lustig gemacht?‘ fragte er gereizt. ‚Ich habe es festzustellen versucht, aber es war mir nicht möglich ...‘ ‚Du mußt mir sagen, wie oft es geschah, denn es ist

eine schwere Sünde, seinen eigenen Priester zu verspotten.' ‚Ich kann es nicht,' antwortete ich. ‚Nun, dann will ich deinem Gedächtnis nachhelfen; sage die Wahrheit: glaubst du, daß du mich zehnmal verspottet hast?' ‚Viel öfter,' erwiderte ich kleinlaut. ‚Fünfzigmal?' ‚Ach, noch viel öfter ...' ‚Hundertmal?' — ‚Fünfhundertmal und vielleicht noch öfter,' antwortete ich. ‚Mein Sohn', sagte der Priester darauf, ‚tust du denn überhaupt nichts weiter, als mich zu verspotten? Was hast du denn aber für einen Grund gehabt, mich so zu verlachen, mein Söhnchen?' Bei meiner Gewissensprüfung hatte ich garnicht den Fall vorgesehen, daß mich der Priester etwa nach dem Grund fragen könnte. Deshalb war ich durch seine Frage wie vom Donner gerührt. Ich wagte nicht zu antworten, die Scham überwältigte mich. Aber der Priester bestand mit ermüdender Ausdauer darauf, daß ich ihm sage, warum ich mich über ihn belustigt hätte. Dabei drohte er, daß ich ganz gewiß in die Hölle käme, wenn ich etwas verschwiege. Deshalb entschloß ich mich zum Reden: ‚Ich verspottete Euch aus gewissen Gründen.' ‚Was veranlaßte dich erstens mich lächerlich zu machen?' ... ‚Ich lachte, weil Ihr — — — lispelt. In der Schule und auch vor andern Leuten ahmen wir oft Eure Predigt nach.' ‚Welches ist der zweite Grund, warum du mich ausgelacht hast?' Wieder schwieg ich lange, jedesmal, sobald ich den Mund öffnete, gebrach es mir an Mut. Der Priester jedoch ließ nicht von mir ab. Da sagte ich endlich: ‚Es geht in der Stadt das Gerücht, daß Ihr mit jungen Mädchen Liebesverhältnisse habt und fast jede Nacht die Fräulein Richard besucht, deshalb haben wir uns über Euch lustig gemacht ...' Der Priester war durch diese Antwort sichtlich betroffen und fragte mich über diesen Punkt nicht weiter.

Er änderte seinen Ton und fragte: ‚Was hast du noch für Sünden?' Ich zählte sie der Reihenfolge nach her, so wie sie mir ins Gedächtnis kamen. Aber das Gefühl der Scham, welches mich überkam, indem ich diesem Menschen alle meine Sünden wiederholte, war viel stärker als der Schmerz, Gott beleidigt zu haben. Das Gefühl der Scham ließ überhaupt keinen Raum für religiöse Gefühle. Und ich bin überzeugt, daß es den meisten, die ihre Sünden dem Priester herzählen, nicht anders geht. Als ich alle Sünden, deren ich mich überhaupt entsann, gebeichtet hatte, fing der Priester an, mir die seltsamsten Fragen vorzulegen über Dinge, die niederzuschreiben sich die Feder sträubt. ‚Vater, ich verstehe nicht, wonach Ihr mich fragt'. ‚Ich frage dich über die Sünden gegen das 6. Gebot. Bekenne ja alles, wenn du irgend etwas verschweigst, kommst du in die Hölle'. Und nun führte er meine Gedanken in

Regionen der Sünden, die mir, gottlob, bis dahin gänzlich unbekannt gewesen waren, und so antwortete ich: ‚Ich verstehe Euch nicht, ich habe dergleichen Frevel nie begangen'. Darauf wandte er sich geschickt einem anderen Gegenstande zu, aber in schlauer und gewandter Weise kam er bald wieder auf sein Lieblingsthema, die Sünde der Ausschweifung, zurück. So unrein waren die Fragen, daß ich ganz rot wurde und mich vor Scham und Ekel übergeben mochte. Öfter war ich zu meinem Bedauern in der Gesellschaft verkommener Knaben gewesen, aber nicht einer von ihnen hatte mein Sittlichkeitsempfinden so schwer verletzt, wie dieser Priester. Vergebens versicherte ich, daß ich solcher Sünden nicht schuldig sei, er ließ nicht von mir ab: wie der Geier einen armen, schutzlosen Vogel mit seinen Krallen zerreißt, so schien dieser grausame Mann entschlossen zu sein, mein Herz zu verderben und zu besudeln. Schließlich stellte er mir eine Frage in so gemeinen Ausdrücken, daß ich darüber bittern Schmerz empfand und die Fassung verlor. Ich bebte vor Abscheu. Ein solcher Unwille erfüllte mich, daß ich ganz laut zu dem Priester sagte: ‚Mein Herr, wenn ich auch ein großer Sünder bin, so habe ich doch die Frevel, deren Ihr Erwähnung tut, nie begangen. Ich bitte Euch, mich mit solchen Fragen zu verschonen. Ich lerne daraus mehr Bosheit, als ich je kennengelernt habe.' Die übrige Beichte war nun kurz. Die ernste Zurückweisung eines Kindes hatte den Priester beschämt, vielleicht gar erschreckt. Er brach ab. Aber seine Fragen hatten so tiefe Wunden in mein Herz geschlagen, daß es mir unmöglich war, auf seine weiteren Worte zu achten. Ich erhielt eine kurze Buße und wurde entlassen.

Aufgeregt und verwirrt ging ich vom Beichtstuhl. Aus Scham über das Gehörte wagte ich nicht die Augen aufzuschlagen. In einem Winkel der Kirche begann ich meine Bußübung, das heißt die Gebete herzusagen, die der Priester mir vorgeschrieben hatte. Lange verweilte ich, denn ich bedurfte der Ruhe nach der furchtbaren Prüfung. Aber ich fand sie nicht, die schmachvollen Fragen, die neue Welt der Sünde, in welche ich nun eingeführt worden, die unreinen Bilder, welche mein kindliches Herz befleckt hatten, das alles verwirrte und beunruhigte mich so, daß ich zu weinen anfing ... Meine Unruhe wuchs, als mein Onkel scherzhafterweise sagte: ‚Nun, da du zur Beichte gewesen bist, wirst du gewiß ein guter Junge sein. Aber wenn auch nicht besser, so wirst du doch wissender sein, wenigstens, wenn dein Beichtvater auch dir das beigebracht hat, was der meinige mich lehrte, als ich zum ersten Male zur Beichte war'. Ich errötete und schwieg. Meine Tante sagte: ‚Jetzt, da du gebeichtet hast, mußt du recht glücklich sein, nicht wahr?' Bei

meiner ausweichenden Antwort konnte ich meine Verwirrung nicht verbergen. Ich ging früh zu Bett, konnte aber nicht schlafen.

Ich hatte geglaubt, der Priester hätte mir allein jene schmutzigen Fragen vorgelegt, aber wie war ich bestürzt, als ich am folgenden Tage auf dem Schulwege erfuhr, daß meine Genossen nicht besser weggekommen waren, als ich. Der Unterschied war der, daß sie darüber lachten, während ich mich tief bekümmerte. ‚Hat dich der Priester nach Diesem und nach Diesem gefragt?' riefen sie mir lachend zu. Ich sagte: ‚Schämt ihr euch nicht, von solchen Sachen zu reden?'

‚Ha!' riefen sie, ‚wenn es für den Priester keine Sünde ist, von solchen Dingen mit uns zu reden, wie kann es da Unrecht sein, darüber zu lachen?' Aber meine Bestürzung ward noch größer, als ich bald darauf erfuhr, daß der Priester auch den Mädchen dasselbe schmachvolle Ärgernis gegeben hatte, wie uns Knaben. Einige von ihnen schienen nachdenklich, niedergedrückt und beschämt, andere aber lachten über das, was sie im Beichtstuhl gelernt hatten.

Mich erfüllte großer Unwille gegen den Priester, hielt ich ihn doch für einen sehr schlechten Menschen, weil er uns so verfängliche Fragen vorgelegt hatte. Aber ich tat ihm Unrecht. Dieser Priester hatte nur seine Schuldigkeit getan, wie mir später das Studium der Theologie gezeigt hat. Er war in der Tat kein schlechter Charakter, es ist meine feste Überzeugung, daß er von sich aus niemals unsere jungen Gemüter mit so unreinen Vorstellungen erfüllt hätte. Aber was hat der ehrbare Charakter eines Priesters im Beichtstuhl zu tun, als ganz still zu schweigen?! — Mit tiefer Beschämung bekenne ich, daß ich selbst jene unheilvollen Fragen habe auswendig lernen und allen vorlegen müssen, die wie ich mit den Lehren von der Ohrenbeichte genährt worden waren.

Einige Zeit später, als derselbe Priester in stockfinsterer Nacht von einem Besuch von seinem jungen Beichtkind. dem Fräulein Richard, heimkehrte, lauerten ihm einige junge Männer auf und prügelten ihn weidlich durch. Am darauffolgenden Tage trafen sich die Mitverschworenen im Hause des Dr. Tache, um der halb ‚geheimen' Verbindung, der sie angehörten, Bericht zu erstatten. Ich und mein junger Freund, Louis Cazault, welcher später Vorsteher der Laval-Universität geworden ist, konnten in einem anstoßenden Zimmer, wo wir uns verborgen hatten, alles mitanhören.

Trotz dieser und anderer Erfahrungen hatte der Knabe Chiniquy sich entschlossen, Priester zu werden. Während der Zeit, da er sich auf das Studium vorbereitete, hatte er ein anderes Erlebnis, das zwar seinen Entschluß nicht zu erschüttern vermochte, aber doch wohl, wie das Beichterlebnis, den Grund für sein späteres Auftreten legte.

Chiniquys Vater war plötzlich gestorben. Das erbärmliche Verhalten eines römischen Priesters, der schon wenige Tage nach dem Begräbnis bei der Witwe erschien, um „Schulden für Gebete, welche gesungen und für gottesdienstliche Handlungen für die Ruhe der Seele Ihres Gatten" einzutreiben, und da die arme Frau nichts besaß, als eine Kuh, deren Milch und Butter den Verarmten als Nahrung dienen mußte, diese von der Frau forderte, obwohl dieser Priester selber reich war, wollen wir nicht näher schildern, da es im Vergleich zu anderem „harmlos" erscheint.

2. Wie der Herr Pfarrer Geburtstag feierte

Der Knabe war zu einem Onkel in Kamoraska in Pflege gegeben worden, während seine Mutter nach St. Thomas zu ihrer Schwester zog. Lehrer des Knaben war unter anderem der Priester Morin, der für einen gelehrten Mann galt, er hatte indes das übliche „Vorleben", das heißt, er war von seiner Pfarre im Distrikt Montreal wegen einer Skandalgeschichte nach Kamoraska versetzt worden. Eines Tages teilte er dem Knaben Chiniquy mit, daß der Hauptpriester des Ortes, Pfarrer Varin, demnächst seinen Geburtstag mit einem großen Festessen zu feiern beabsichtige. Bei dieser Gelegenheit wollten ihm die vornehmsten Bürger „ein prachtvolles Bukett überreichen lassen, nebst einer Adresse. Du sollst sie dem Herrn Pfarrer vortragen." Chiniquy lernte sein Sprüchlein und der Festtag kam heran. Die beste Gesellschaft von Kamoraska, fünfzehn Herren und fünfzehn Damen, versammelten sich in den prächtigen Räumen des katholischen Pfarrhauses. Die eingehende Schilderung der Feierfolge können wir uns hier schenken, genug, es wurde gut gegessen und getrunken. Nebenbei sei erwähnt, daß außer Morin und Varin noch drei andere Priester und der Präsident der Pfarrei an dem Gelage teil-

nahmen, „die man recht geschmackvoll zwischen die schönsten Damen der Gesellschaft plazierte". Nach dem Essen zogen sich die Damen in den Salon zurück, und kaum waren die geistlichen und ungeistlichen Herren allein, so fand man mittels ausgebrachter „Gesundheiten" recht erhebliche Gründe zum Trinken. „Soviele Gesundheiten konnten nun allerdings nicht getrunken werden, ohne daß die natürlichen Folgen eintraten. Das erste Opfer war der Priester Noel, ein großer Mann und ein starker Trinker. Ich hatte bemerkt, daß er statt aus dem Weinglase aus einem großen Humpen trank." Das konnte nicht gut gehen; als aber Herr Noel die ersten Zeichen von Betrunkenheit zeigte, führten ihn seine Amtsbrüder keineswegs schonend hinweg, im Gegenteil, nun lachten und tranken sie erst recht. Dem Priester Noel fiel bei dem Bemühen, seinen Humpen aufs neue zu füllen, die Flasche zur Erde, und um seine gute Laune aufrechtzuerhalten, hob er einen Bacchantengesang an, aber seine Zunge war schon zu schwer für solche Künste. Nach verschiedenen von dem Gelächter der Gäste begleiteten Versuchen, sich zu setzen, aufzustehen und zu gehen, fiel er, so lang er war, zur Erde nieder. Zwei seiner Tischnachbarn suchten ihn wieder auf die Beine zu stellen, aber da sie selber unsicher auf den Beinen waren, schlugen sie ebenfalls hin und so rollten alle drei unter den Tisch. Jetzt erhob sich ein anderer, packte den betrunkenen Priester bei den Füßen und schleifte ihn in ein anstoßendes Zimmer, wo er ihn liegen ließ. Das war die erste Szene dieses ereignisreichen Abends. Daß sie den Knaben Chiniquy „befremdete", kann man sich denken. „Ich hatte nie zuvor einen trunkenen Priester gesehen, was mich aber in noch größeres Verwundern versetzte, war das Gelächter der andern Priester über den Vorfall." Daß auch ein Knabe, der gleich Ciniquy an dem Geburtstagsgelage teilgenommen, betrunken zu Boden fiel, ist für diese Familienfeier unter „Vornehmen" und unter Teilnahme von vier Priestern äußerst bezeichnend.

Schließlich begaben sich die mehr oder weniger betrunkenen männlichen Gäste wieder in das Damenzimmer, wo man sich mit Musik und Gesang unterhielt. Der Gastgeber, Pfarrer Varin, machte Vorschläge zu Gesellschaftsspielen. Und man spielte „Blindekuh", ein harmloses Spie'chen, das aber wieder in eine widerliche Szene vor den Augen des Knaben Chiniquy ausartete: Herr Varin war der erste, dem man die Augen mit einem parfümierten Taschentuch verband. Er war zwar nicht stark betrunken, hatte aber mehr als genug. Seine Bewegungen waren infolgedessen so komisch, daß man sich fast krank lachen mußte. Nachdem er ziemlich lange vergeblich herumgetappt

hatte, gelang es ihm, eine Dame am Arm zu packen; aber in dem Bestreben, sich loszumachen, stürzte sie zu Boden und riß den Priester mit. Das gab eine Szene, deren Beschreibung ich mir lieber erspare. Das Beste an ihr war, daß dieser ‚Fall des hochwürdigen Herrn' nicht bloß der ‚Blinden Kuh', sondern überhaupt der Festlichkeit ein Ende machte. Die Priester aber lasen am andern Morgen ihre Messe, als wäre nichts geschehen.

3. Das Ferkel als Meßstipendium

Der Knabe Chiniquy war zum Mann herangewachsen und trotz dieser und ähnlicher Geschichten, die er teils erfahren, teils gehört hatte, ein frommer und eifriger Diener seiner Kirche geworden. Wir halten uns in unserer Zusammenstellung nicht an die zeitliche Reihenfolge, sondern geben seine Erlebnisse als römischer Priester in buntem Wechsel wieder.

Einer Einladung folgend, predigte der Pater Chiniquy einmal mehrere Tage in Varennes. Als er eines Abends mit dem Ortspfarrer die Kirche verließ, trat ihm ein arm aussehender Mann entgegen, der die beiden Rompriester ehrerbietig grüßte und den Pfarrer anredete: „Hochwürden! Sie wissen, daß meine arme Frau gestorben ist. Aus Mangel an Geld konnte ich bisher keine Seelenmesse lesen lassen und ich fürchte deshalb, sie ist im Fegefeuer. Sie erscheint mir fast jede Nacht im Traume, von Flammen umgeben, sie ruft um Hilfe und bittet, eine hohe Messe für ihr Seelenheil lesen zu lassen. Wollen Sie das nicht tun?"

„Eure Frau befindet sich sicherlich in den Flammen des Fegfeuers und leidet dort schreckliche Qualen. Gebt mir f ü n f Dollars, so werde ich morgen früh die Messe singen." Der Arme bedeutete dem Pfarrer, daß er durch Krankheit in Not geraten sei und kein Geld geben könne. Darauf der Priester: „Wenn Ihr nicht zahlt, so kann ich auch keine Messe singen. Ihr kennt die Ordnung; ich kann sie nicht ändern."

„Dieser Priester," so erzählt Chiniquy weiter, „war mir als ein wohlhabender Mann bekannt, der ein paar tausend Dollar Vermögen besaß und außerdem eine der reichsten Pfründen innehatte. Er sagte: ‚Die Verstorbene war E u r e Frau, nicht die meine; Eure Pflicht ist es also, zu sehen, wie sie aus dem Fegfeuer wieder herauskommt.' Damit ging er davon, indem er zu mir sagte: ‚Wir müssen zu Abend essen!' Der arme Mann aber rief ihm nach: ‚Ich kann meine Frau

doch nicht in den Flammen lassen! Lesen Sie doch wenigstens fünf gewöhnliche Messen!' ‚Fünf gewöhnliche Messen kosten fünf Schillinge; wenn Ihr sie bezahlt, will ich Euern Wunsch erfüllen,' sagte der Priester kalt und unbarmherzig. ‚Ach, ich kann auch keine fünf Schillinge bezahlen!' rief der Arme verzweifelt aus, ‚ich habe keinen Cent und meine drei kleinen Kinder sind nackt und hungrig.' ‚So, so! — — Aber habt Ihr nicht zwei Ferkel? Die habe ich heute morgen vor Euerm Hause gesehen; gebt mir eins davon, so will ich die fünf Messen lesen.' ‚Die Ferkel schenkte mir ein barmherziger Nachbar, damit ich sie aufziehen und verkaufen und von dem Erlös meine Kinder kleiden und ernähren kann. Ich kann sie nicht weggeben, sonst müssen meine Kinder hungern ...' Länger konnte ich nicht mehr zuhören, ich ließ den Seelenhändler sein Geschäft allein beendigen und suchte meine Wohnung auf. Als nach einer Viertelstunde der Priester mich zum Tee rief, dankte ich, blieb in meinem Zimmer, woselbst ich eine schlaflose Nacht verbrachte. ‚Ist es möglich', so rief ich zu Gott, ‚daß in meiner geliebten Kirche solche Schändlichkeiten vorkommen können?'

Am andern Morgen beichtete ich zuerst, bevor ich Messe las, meine Feigheit, die mich abgehalten, dem armen Manne zu helfen. Und dann suchte ich ihn schleunigst auf und schenkte ihm die fünf Dollars. Ich konnte nun die traurige Geschichte von dem Ferkel des armen Mannes wieder vergessen. Nach der Predigt führte mich der Pfarrer ins Speisezimmer zu einem leckeren Mahl, zu dem noch dreizehn andere Priester geladen waren. Herr Primeau, so hieß der Ortspfarrer, stand in dem Rufe, daß er eine der besten Köchinnen von Kanada in seinen Diensten habe. Was nun heute auf dem Tische stand, rechtfertigte ihren guten Ruf ...

Auf dem Tische war ein gebratenes Ferkel aufgestellt, es sah so verlockend aus und roch so lieblich, daß es auch dem strengsten Asketen den Mund wässerig gemacht hätte. Ich war hungrig und das Ferkel bildete eine große Versuchung für mich, da ich vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte. Der Gastgeber reichte mir das erste Stück. Gerade als ich den ersten Bissen zum Munde führen wollte, kam mir das Ferkel des armen Mannes in den Sinn, und nichts Gutes ahnend, legte ich meine Gabel hin und fragte: ‚Ist etwa dies das Ferkel des armen Mannes von gestern?' Der Pfarrer lachte laut: ‚Ja, ja, das ist es! Wenn wir auch die Seele des armen Weibes nicht aus dem Fegfeuer erlösen können, so wollen wir doch wenigstens ein gutes Schweinchen aus dem Bratofen nehmen.' Über diesen ‚Witz' des Hausherrn brachen die anwesenden d r e i z e h n P r i e s t e r in schallendes Gelächter aus. Doch

es konnte nicht von Dauer sein; denn voll Scham und Unwillen schob ich meinen Teller mit dem Fleisch so über den Tisch hinweg, daß er fast auf den Boden flog und rief voller Abscheu: ‚Lieber Hungers sterben, als das essen, woran die Tränen eines armen Mannes und seiner hungrigen Kinder kleben! Meine Herren! Rühren Sie das nicht an! Denken Sie an die dreißigtausend Priester und Mönche, die in der blutigen französischen Revolution ihr Leben lassen mußten, weil das erwachte Volk sah, wie diese Leute unter der Maske der Religion einen schmählichen Seelenhandel getrieben hatten. So kann es auch uns einmal ergehen ...' Der Pfarrer stand betroffen und versuchte ein paar Entschuldigungen anzubringen. Das Ferkel blieb unberührt und das begonnene Mahl glich eher einem Leichenmahl als einem Bankett ..."

Daß der Pater Chiniquy sich durch ein solches Auftreten bei seinen Priesterkollegen unbeliebt machte, kann man sich denken und da er auch sonst stets den geraden Weg der Ehre und der Rechtschaffenheit zu gehen bestrebt war, wuchsen seine Gegner unter dem Klerus ständig an Zahl, aber auch seine Freunde und begeisterten Verehrer im Volke.

4. Pfarrer Parents katholische Aktion

Als eifriger römischer Priester glaubte auch Chiniquy felsenfest, daß es „außerhalb der Romkirche kein Heil" gebe, weshalb er darauf sann, wie er am erfolgreichsten die Ketzer bekehren könnte. Da hörte er, daß der Vorsteher des Priesterseminars von Quebec, Parent, durch eine eigene Methode bekehrt habe. Er begab sich zu ihm, und Herr Parent zeigte ihm eine Liste von zweihundert zur Romkirche bekehrten Personen, darunter viele aus den vornehmsten englischen und schottischen Familien.

„Ich fragte den Priester," so erzählt Chiniquy, „welches das Geheimnis seines Erfolges sei. ‚Sehen Sie', sagte Herr Parent, ‚die meisten Protestanten in Quebec haben katholische Mägde, meistens Irländerinnen. Ich erkundigte mich im Beichtstuhl bei diesen Mägden über ihre Herrschaften. Auf diese Weise konnte ich mich aufs genaueste über den religiösen und moralischen Charakter dieser protestantischen Familien unterrichten, ohne auch nur einen Fuß in ihr Haus zu setzen.' Bei denen, die mit ihrer Religion uneins waren und Interesse an

katholischen Zeremonien bekundeten, machte sich Herr Parent vorwiegend heran: ‚Ich erschien eines Tages bei dem Hausherrn, um ihm eine Summe Geldes auszuhändigen, manchmal hundert, manchmal auch fünfhundert Franken. Fragte man dann erstaunt, was das zu bedeuten habe, so antwortete ich: ‚Ich kann es Ihnen nicht sagen, von wem das Geld kommt. Es ist ein Beichtgeheimnis, nur kann ich Sie versichern: Ihre Adresse ist so deutlich angegeben worden, daß jeder Irrtum ausgeschlossen ist.‘ Der betreffende Protestant pflegte dann gewöhnlich zu sagen: ‚Die Beichte ist doch eine wunderbare Einrichtung, ich dachte nicht, daß sie so gute Früchte bringt!‘ Dann antwortete ich, sie sei auch von Gott verordnet. Doch könne ich leider jetzt nicht weiter mit ihm davon reden, da mich meine Pflicht anderswo hinrufe. Der Protestant bedauerte das und bat mich, ihn wieder zu besuchen, damit er mich seiner Frau vorstellen könne. Inzwischen trug ich Sorge, daß man in den Zeitungen lesen konnte, wie dem Herrn Soundso infolge der Ohrenbeichte eine Summe Geldes zurückerstattet worden sei. Nach acht Tagen erschien ich bei der protestantischen Familie und erklärte den Leuten die Segnungen der Ohrenbeichte. Meistens gelang es mir, durch wiederholte Besuche die Leute für unsere Kirche zu gewinnen und wenn nicht sie selbst, dann doch ihre Kinder, die sie auf meinen Rat in katholische Erziehungsanstalten schickten. So reuen mich denn angesichts des erzielten Erfolges die paar hundert Franken nicht, die ich für diesen Zweck geopfert habe, sie sind der Köder, mit dem ich die Fische fange.‘

Bei diesen letzten Worten brach Herr Parent in schallendes Gelächter aus. Ich meinerseits konnte mich nicht der Frage enthalten, ob es recht sei, die Leute durch einen Betrug für die Kirche zu gewinnen, indem man sie glauben mache, das betreffende Geld rühre wirklich von einer Beichte her. ‚Das habe ich den Leuten auch gar nicht gesagt‘, antwortete Parent, ‚ich drückte mich nur so aus, daß sie es aus meinen Worten schließen konnten. Daß die Leute daraus falsche Schlüsse zogen, war nicht meine Schuld. Die Kirchenlehre erlaubt uns ja, anders zu reden, als wir denken, wenn wir dabei nur das Heil der Seelen und die Ehre Gottes im Auge haben.‘ So sprach der Vorsteher des Priesterseminars; diese Moral wird dort gelehrt.“

5. Warum soll eine reiche Witwe ins Kloster gehen?

In den „Monita secreta", den Geheiminstruktionen der Jesuiten, werden Anweisungen gegeben, wie die Kirche beziehungsweise der Orden sich in den Besitz von Witwenvermögen setzen könne. Mag man nun die „Geheiminstruktionen" für echt oder für eine „Fälschung" halten, die nachstehende Schilderung Chiniquys zeigt jedenfalls, daß nicht nur die Jesuiten, sondern auch Hierarchen der Romkirche darauf bedacht sind, „der Witwen Häuser zu fressen", wie es Lukas 20/46 und 47 von den „Schriftgelehrten in langen Kleidern" gesagt ist ... Lord Bourget, Bischof von Montreal, hatte sich über einen Zeitungsaufsatz Chiniquys geärgert und diesem seine Ungnade bezeigt. Einige Zeit später lud er den kleinen Pater wieder zu sich. Lassen wir diesen erzählen:

„Der Bischof empfing mich außerordentlich freundlich, er schien seinen Groll überwunden zu haben. Nachdem er einige anerkennende Bemerkungen über mein Temperenzwerk gemacht hatte, stockte die Unterhaltung und der Bischof schien etwas sagen zu wollen, was nicht recht über seine Lippen wollte. Endlich sprach er: ‚Sind Sie nicht der Beichtvater der Frau Chenier?' ‚Ja, die Dame hat bei mir gebeichtet, seitdem ich in Longueil bin.' ‚So wissen Sie also, daß das einzige Kind dieser Witwe in einem Nonnenkloster untergebracht ist? Könnten Sie nicht auch die Mutter zum Eintritt bewegen?' ‚Ich kann nicht einsehen, weshalb die Frau ihr freundliches Haus am Lorenzstrom mit den düsteren Klostermauern vertauschen sollte ...' Der Bischof entgegenete ernst: ‚Die Frau ist noch ziemlich jung, auch ist sie hübsch und da könnte sie leicht Versuchungen zum Opfer fallen ...' ‚Wäre es dann nicht besser, ihr zu raten, sich wieder zu verheiraten? Eine christliche Ehe wäre doch ein besseres Bewahrungsmittel gegenüber solchen Versuchungen, auf die Euer Gnaden anspielen, als ein Nonnenkloster.' ‚Sie reden ja wie ein Protestant', entgegnete der Bischof in gereiztem Tone, ‚Sie scheinen gänzlich zu ignorieren, daß das Gelübde der Keuschheit der sicherste Weg zu einem heiligen Leben ist.' ‚Gnädiger Herr', sprach ich, ‚leider kann ich diese Ansicht nicht teilen. Gottes Wort zeigt ein anderes Heilmittel gegen die Sünde, es sagt: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und um die Unzucht zu vermeiden, habe ein

jeder sein eigenes Weib ...' ‚Sie aber verlangen, ich solle den Leuten abraten, zu ehelichen, damit sie keusch bleiben. Ich weiß leider nur zu gut, wie die Nonnen ihr Keuschheitsgelübde halten ...' ‚Das ist Protestantismus, Herr Ciniquy, die reinste Ketzerei!' ‚Es ist einfaches und klares Gotteswort. Ich will Ihnen übrigens auch gehorchen, wenn Ew. Gnaden mir einen triftigen Grund angeben können, warum Madame Chenier ins Kloster eintreten soll.' ‚Ich habe zwei Gründe dafür', sagte der Bischof, während sich sein Gesicht aufheiterte, ‚erstlich das Seelenheil der Dame, welches durch das Gelübde der Armut und der Keuschheit gefördert würde. Der zweite Grund aber ist d e r R e i c h t u m der Frau, den wir gegenwärtig sehr gut brauchen können. Ihr Vermögen würde uns zweifellos zufallen, wenn sie ins Kloster ginge, da ja ihr einziges Kind schon in einem solchen untergebracht ist' ..."

Chiniquy lehnte dieses Ansinnen ab; das zog ihm erneut den Zorn seines Bischofs zu, der ihn zwar wegen „seiner Gewissenhaftigkeit" lobte und ihn bat, die Unterredung für sich zu behalten, aber insgeheim eine Intrige gegen den Pater einfädelte, die wir hier kurz darstellen wollen. Etwa acht Tage, nachdem Ciniquy dem Bischof diese Enttäuschung bereitet hatte, kam eine junge Dame von elegantem Äußeren zu Chiniquy in den Beichtstuhl. „Sie legte mir ein Sündenbekenntnis ab, das an Schändlichkeit alles übertraf, was ich je gehört hatte. Trotzdem ich es ihr zweimal verboten hatte, nannte sie mir die Namen verschiedener Priester, mit denen sie ihre Orgien gefeiert haben wollte. Sie erklärte alles so schamlos haarklein, daß es mir sofort klar wurde, daß sie nicht gekommen war, um Buße zu tun, sondern um mich zu verführen. Ich machte ihrer ekelhaften Erzählung ein Ende und verbot ihr, wiederzukommen." Chiniquy hatte sich nicht getäuscht, als er einige Wochen später in seine Pfarrei zurückkehrte, fand er ein Schreiben seines Bischofs vor, worin dieser ihn wegen eines „nicht näher zu bezeichnenden Verbrechens mit einer nicht näher zu bezeichnenden Person" der Priesterwürde für verlustig erklärte. Der Bischof lehnte jeden Versuch Chiniquys, sich zu rechtfertigen, ab. Dieser aber verschaffte sich die Möglichkeit, in einem Jesuitenkloster jener jungen Dame, die bei ihm so schamlos gebeichtet hatte, gegenübergestellt zu werden. Das Mädchen war so überrascht, daß es unter Tränen eingestand, es sei angeleitet worden, eine f a l s c h e A n g a b e gegen Ciniquy zu erheben. Der Bischof sah sich gezwungen, die Maßregelung Chiniquys zurückzunehmen.

6. Klostergeheimnisse

Chiniquy hatte zu dem Bischof Bourget gesagt: „Ich weiß leider nur zu gut, wie die Nonnen ihre Klostergelübde halten." Er wußte es aus eigener Beobachtung, wie es im Kloster zugeht, denn auch ihn hatte es eine Zeit lang in ein Kloster (Oblaten von der unbefleckten Empfängnis) getrieben. Um zu zeigen, daß es überall, selbst unter den Augen der obersten Hirten, gleich schandvoll zugeht, zitiert er einige Seiten aus dem Buch „Geheimnisse der Neapolitanischen Klöster" von Henriette Carracciolo, Tochter des Marschalls und Gouverneurs der Provinz Bari in Italien.

Wir müssen uns diese an sich sehr interessanten Erlebnisse der fürstlichen Nonne schenken und verweisen die Leser, die über das Klosterleben Näheres erfahren wollen, auf die eingangs aufgeführten Werke.

Aus seinem eigenen Klosterleben erzählt Pater Chiniquy folgende ergötzliche Vorkommnisse: „Die Kost war gut, nur mußte man in punkto Reinlichkeit ein Auge zudrücken, zuweilen auch zwei. Es war nämlich keine Klosterköchin vorhanden, die Brüder besorgten alles selbst. Einmal wollte ich mich beklagen, doch da kam mir noch rechtzeitig in den Sinn, daß ich ja ein ‚Leichnam' zu sein habe und ein solcher kümmert sich doch nicht um Reinlichkeit! Wenn ich aber auch nichts sagte, so sträubte sich doch mein Magen, namentlich, als ich am dritten Tage Kuhmist in der Milch fand. Ich konnte diese Milch nicht trinken und schrieb das meinem noch so unvollkommenen Stande zu; ich beneidete die andern Mönche, die in der Heiligung so vorgeschritten waren, daß sie Kuhmist vertragen konnten.

Sonst ging aber alles gut; nur am Freitag hatte ich beim Mittagessen einen nicht gelinden Schrecken. Wir hatten gerade die Suppe gegessen und ich hörte andächtig zu, wie aus dem Leben eines Heiligen vorgelesen wurde — da fühlte ich plötzlich eine Hand an meinen Füßen. Ich sprang auf, ließ Messer und Gabel fallen und rief: ‚Mein Gott, mein Gott! Was gibt es da?!' Ich dachte, mich hätte der Teufel gepackt.

Aber meine Ordensbrüder nahmen die Sache nicht so ernst, vielmehr brachen sie angesichts meines Erschreckens in lautes Gelächter aus. Der Prior selber lachte so, daß er mir zu-

nächst keine Erklärung geben konnte, was mein Unbehagen noch steigerte. Endlich kroch unter dem Tisch hervor der Klosterbruder Pater Lagier, über und über mit Staub bedeckt, er war vor Lachen nicht imstande, aufzustehen. Jedoch löste mir ein anderer Bruder das Rätsel: ‚Pater Lagier wollte Dir nur die Füße küssen'. Nun lachte auch ich, denn ich begriff, daß es sich um eine in dem Kloster gebräuchliche Demutsübung handelte."

Von solchen Demutsübungen erzählt Chiniquy noch mehrere und wer das in unserer Zeit erschienene Buch von Dr. E. Gottschling, „Zwei Jahre hinter Klostermauern", kennt, der wird wissen, daß solche „Übungen" auch heute noch gebräuchlich sind. Auch Chiniquy erzählt, gleich Gottschling, wie sich die Brüder vor die Treppenstufe legten, damit die andern über sie hinwegtreten sollten. Daß es dabei zu unfreiwilliger Komik kommen kann, zeigt folgende Schilderung: „Eines Abends, als wir nach dem Nachtessen aus dem Speisesaal in die Klosterkirche hinübergingen, um Andacht zu halten, mußte ich durch den langen dunklen Gang vorangehen. Hintereinanderschreitend sangen die Mönche mit lauter Stimme den Psalm ‚Miserere mihi Deus, Erbarme dich meiner, o Gott', als ich plötzlich mit meinen Füßen an einen weichen Gegenstand stieß und darüber kollerte, über mich der nächste, dann der Dritte, Vierte, bis unserer sechs ‚heilige Väter' auf einem Haufen lagen, lachend natürlich über unser Mißgeschick." So scherzhaft Chiniquy diese Sache erzählt, so wenig erbaut war er doch damals davon. Er schreibt: „Mir kamen diese Dinge ganz ekelhaft vor. Auf dem Boden zu kriechen war nach meiner Meinung keine christliche Demut, sondern eine abgeschmackte, ja teuflische Verzerrung derselben. Obwohl ich der Stimme der Vernunft Schweigen gebot, redete sie in mir nur umso lauter. Leider wollte es mir, trotz redlichster Mühe, nicht gelingen, mich in das Klosterleben zu finden. Zweierlei hielt mich davon ab. Ich nahm wahr, daß unter den Brüdern das größte gegenseitige Mißtrauen bestand, was daher kam, daß nach den Klosterregeln jeder verpflichtet ist, den andern zu überwachen und dem Prior jedes irgendwie verdächtige Wort zu melden. Infolgedessen fürchtete einer den andern, und das Schlimmste war, daß dem Prior auch ganz offensichtliche Lügen und Verleumdungen hinterbracht wurden." (Man lese in Gottschlings Klosterbuch nach, daß sich darin bis heute nichts geändert hat; Chiniquy schildert das Leben im Oblatenkloster, Gottschling in einem Dominikanerkloster).

„Der andere Punkt, der mir das Klosterleben verleidete, weil ich es in seiner wahren Natur kennenlernte, war die traurige Tatsache, daß auch die Väter von der Unbefleckten Maria

keineswegs ein unbeflecktes Leben führten. Für die Klosterküche war es zwar ein Glück, daß wir einige Zeit nach meinem Eintritt eine Köchin bekamen, aber nicht für diese selbst; denn leider, obschon sie die Vierzig überschritten hatte, verliebte sie sich in ihren klösterlichen Beichtvater, der sich mit ihr soweit vergaß, daß er unter Klostenbuße gestellt, sie aber entlassen werden mußte. Von da ab waren alle meine Illusionen von der größeren Heiligkeit des Klosterlebens für immer dahin und weitere Erfahrungen waren nicht so, daß meine hohe Meinung wiederhergestellt werden konnte. Erlebte ichs doch, daß bald darauf ein Mönch, der von einer Mission in den Urwäldern zurückkehrte, unter Klosterdisziplin gestellt werden mußte, weil er die Frau seines Gastgebers zum Ehebruch verleitet hatte. Seine ‚Strafe' bestand in zehntägigem Zimmerarrest, währenddem er sich mit Beten, Fasten und Bodenküssen befassen mußte." Nach einjährigem Klosterleben sagte Chiniquy dem Kloster Lebewohl, um seine fruchtbringendere Tätigkeit als Temperenzapostel wieder aufzunehmen.

7. Der Bischof als Vorbild der Enthaltsamkeit

Unauslöschliche Eindrücke und Erlebnisse hatten den Pater Chiniquy nicht nur persönlich zum Alkoholgegner gemacht, sondern ihn einen Auftrag erkennen lassen, gegen das Übel der Trunksucht, das damals in allen Schichten Kanadas weitverbreitet war, systematisch vorzugehen. Ein Arzt, der am Marinehospital zu Quebec praktizierte, hatte den Pater Chiniquy, der vorübergehend zum Seelsorger der kranken Matrosen bestimmt worden war, davon abgehalten, sich durch das Trinken von alkoholischen Getränken gegen die herrschende Cholera „immun" zu machen, wie Chiniquy vermeinte. Der Arzt belehrte ihn von seinem Standpunkt darüber, daß jeder Tropfen Alkohol ganz im Gegenteil die Ansteckungsgefahr vergrößerte und zeigte ihm an verschiedenen Sezierungen verstorbener Matrosen, wie der Alkohol in deren Körper gewüstet hatte. „Freilich war ich dadurch noch lange nicht überzeugt, daß es notwendig sei, sich der geistigen Getränke überhaupt zu enthalten. Jedoch fuhr ich mit meinen anatomischen Studien fort und habe während vier Jahren vielen Sektionen beigewohnt, wodurch ich einen tiefen Einblick in den menschlichen Körper gewann." Aber zu diesen Erkenntnissen kam als erschütternder Anstoß, daß eine dem Pater als Beichttochter bekannte hübsche junge Frau aus reicher und vornehmer Familie sich gleich andern

Frauen das Weintrinken angewöhnt hatte. Als sie nun einmal in der Trunkenheit ihr einjähriges Kindchen auf den Arm genommen hatte, taumelte sie, schlug hin und zerschmetterte im Fallen das Gehirn des Kindes an einer Ofenkante. Chiniquy, den man rief, mußte nun Zeuge der selbstanklagenden Raserei der nüchtern gewordenen Mörderin ihres Kindes sein, die buchstäblich vor seinen Augen an ihrer verzweifelten Reue und ihrem Gram zugrundeging. Wenige Tage darauf, nachdem Mutter und Kind in demselben Sarg beigesetzt worden waren, hatte sich Chiniquy zu dem Entschluß durchgerungen, sein Leben dem Kampf gegen den Alkohol zu weihen. Im Rückblick auf diese opfer- und dornenvolle Laufbahn sagt er: „Fünfzig Jahre sind nun vergangen, seit ich dieses Gelübde getan. Während der beiden ersten Jahre war ich der einzige Priester in Kanada, der sich aller geistigen Getränke enthielt. Gott allein weiß, was ich damals zu erdulden hatte, welche Fallen man mir stellte und mit welchen Ehrentiteln man mich dekorierte: Fanitiker, Heuchler, Reformator, Ketzer wurde ich von Priestern und Bischöfen tituliert. Aber es kam dann auch die Zeit, wo ich von denselben Bischöfen offiziell mit dem Titel eines Temperenzapostels von Kanada bedacht wurde."

In seiner übertriebenen christlichen Demut sah Chiniquy in seinen endlichen Erfolgen ein Werk Gottes. Wir wollen uns damit beschäftigen, wie wenig die höchsten Beamten des Stellvertreters Gottes auf Erden, nämlich des Papstes, das Werk Gottes zu unterstützen gesonnen waren, beziehungsweise wie unvermögend sie waren, dem schlichten Beispiel des kleinen Paters zu folgen. In dem Vorort von Quebec, Beauport, war die Trunksucht damals derartig verbreitet, daß man den Ort den Herd der Trunkenbolde von ganz Kanada nannte. Es bleibe dahingestellt, ob der Bischof diese Pfarrei dem jungen Chiniquy übertragen hatte, um das Volk von seinem Laster zu befreien oder ob man ihm die Schwierigkeiten wünschte, mit diesem Auswurf fertig zu werden. Der Vorgänger des Paters hatte jedenfalls fleißig an dem Ortslaster teilgehabt; von ihm sagt Chiniquy: „Reverend Begin hielt es mit dem großen römischen Theologen Alphonsus von Liguori, welcher lehrt, daß ein Mensch der Sünde der Trunksucht nicht schuldig ist, solange er noch unterscheiden kann zwischen einer Stecknadel und einem Fuder Heu (!!)". Nachdem Chiniquy den Widerstand der Beauporter besiegt hatte, wollte er einen Temperenzverein organisieren. Aber da kam er bei seinem Bischof schön an! „Er lachte mich aus und verbot es mir, indem er sagte: ‚Diese Temperenzgesellschaften sind eine protestantische Einrichtung. Predigen Sie gegen die Trunksucht, aber lassen Sie die

Leute, die keine Trinker sind, in Ruhe. Paulus wies den Timotheus an, Wein zu trinken; gehen wir doch nicht weiter, als die Apostel.' Auch die Priester, mit einer einzigen Ausnahme, lachten mich einfach aus." Als Chiniquy trotzdem einen Enthaltsamkeitsverein gründete, erhielt er Zuschriften, wie diese: „Mein lieber Amtsbruder! Verzeihen Sie mir, daß ich mit Rücksicht auf den Respekt, den ich mir selbst schulde, nicht komme, um Ihre Dummheiten mit anzusehen. Ihr ergebener Pierre Roy." Der Bischof lud Chiniquy vor sich und kanzelte ihn gehörig ab, schalt ihn einen Protestanten, sagte, der Pater habe sich für alle Zeit lächerlich gemacht, er habe erwogen, ihn vom Amte zu suspendieren: „Ich hoffe aber, Sie werden diese antialkoholische Gesellschaft selbst auflösen und mir versprechen, diesen Neuerungen ein Ende zu machen, die zu sehr nach Ketzerei riechen, um von Ihrem Bischof geduldet werden zu können."

Das ist die Stellung, die die Kirche zu allen der Menschheit dienenden Neuerungen im Verlaufe der Geschichte eingenommen hat. Darum erwähnen wir sie, indem wir gleichzeitig auf größere Beispiele hinweisen: Kopernikus und das von ihm gebrachte neue Weltbild, Galilei, Bruno, Savonarola und viele andere mußten büßen für Erkenntnisse, mit denen sie dem schwerfälligen Interesse der römischen Papstkirche vorausgeeilt waren. Immer aber, wenn der Fortschritt nicht mehr aufzuhalten war, verstand es die Kirche, sich ihn nutzbar zu machen und das, was sie vordem bekämpft hatte, zu ihrem eigenen Streben und zu ihrem eigenen Ruhm auszunützen. So auch im Falle Chiniquy. Es darf aber wohl nicht vergessen werden, daß hinter der Ablehnung des Temperenzwerks das einflußreiche Alkoholkapital stand, dessen Geschäfte die Bischöfe teils bewußt, teils unbewußt, besorgten.

Im Jahre 1849 war Chiniquy schließlich vom Bischof von Montreal in einer öffentlichen Urkunde zum „Apostel der Mäßigkeit in Kanada" erhoben worden, und sein Ruf als Prediger gegen die Trunksucht war auch zu dem Bischof Lord Lefebre von Detroit im Staate Michigan gedrungen. Er lud den Pater zu einem Vortragszyklus in seiner Diözese ein. Der Vorgänger Lefebres war den Leuten ein übles Vorbild gewesen. Denn dieser Kirchen-„Fürst", namens Reese, „war in den letzten Wochen seiner Wirksamkeit jede Woche mindestens einmal so viehisch betrunken in irgend einer schlechten Wirtschaft oder auf der Straße aufgelesen worden, daß man ihn gewöhnlich bewußtlos in den bischöflichen Palast schleppen mußte."

Um diese Schande wieder wett zu machen, begünstigte der neue Bischof Lefebre die Temperenz. Aber leider stand es mit seiner eigenen Mäßigkeit auch nicht gut. Zunächst aber gab er nach außen hin ein gutes Beispiel, indem er nach einer zündenden Rede, in welcher er den Leuten die bösen Folgen des Alkoholgenusses vor Augen geführt hatte, an den Altar trat und feierlich gelobte, keine geistigen Getränke mehr zu sich nehmen zu wollen. Viele Gemeindeglieder folgten dem hohen Beispiel des Oberhirten, traten an den Altar und legten das gleiche Gelübde ab. Die Rede des Bischofs war in den Zeitungen abgedruckt worden und Chiniquy hatte sie oftmals von der Kanzel herab verlesen, um an dem Vorbild des Bischofs die Nacheiferung zu entzünden. Nachdem er nun auch in Detroit Vorträge gehalten und vom Bischof belobt worden war, lud ihn dieser zu „einem bescheidenen Mahl" ein.

Lassen wir nun den Pater schildern: „Zu meinem Erstaunen fand ich den ganzen langen Tisch voller Wein-, Bier- und Likörflaschen, die für den Bischof und sieben Priester bereitstanden. Man hatte, als ich eintrat, den Getränken auch schon tüchtig zugesprochen. Zuerst wollte ich meiner Empörung Luft machen, hielt es aber dann für geratener, den Dingen ein wenig zuzusehen. Der Bischof lud mich ein, zu seiner Rechten Platz zu nehmen, ergriff eine Flasche und sagte: ‚Pater Chiniquy! Hier ist der süßeste Claret, den Sie je getrunken haben.' Und schon hatte er mir ein Glas eingeschenkt und trank das seinige auf meine Gesundheit aus. ‚Was soll das bedeuten, gnädiger Herr?' fragte ich verwundert. ‚Das soll bedeuten, daß ich mit Ihnen den besten Wein trinken will.' ‚Halten Sie mich denn für einen Schauspieler, der in Ihrer Kathedrale Komödie spielt?' fragte ich. ‚Durchaus nicht. Ich habe Sie kommen lassen, damit Sie das Volk über Mäßigkeit belehren. Die Trinker, zu denen Sie sprechen, bedürfen eines strengen und herben Mittels, wie es die gänzliche Enthaltsamkeit ist; aber wir mäßigen Leute haben das nicht nötig. Es fällt dem Arzt ja auch nicht ein, die Pillen, die er den Kranken verschreibt, selbst zu nehmen.'"

Die Auseinandersetzung spitzte sich schließlich bis zur höchsten Gereiztheit des Bischofs zu, bis Chiniquy klugerweise die Temperenzrede des Bischofs und sein Gelübde, die er beide unzähligemale seinen Zuhörern als Vorbild vorgelesen hatte, aus der Tasche zog und „seinem gnädigen Herrn" unter die Nase hielt. Der Bischof war geschlagen, suchte sich aber herauszureden und raffte seine ganze Würde zusammen, indem er sagte: „Pater Chiniquy, ich habe Sie nicht berufen, dem Bischof, sondern dem Volk von Detroit zu predigen." Chi-

niquy aber erklärte, diesen Widerspruch zwischen Reden und Tun nicht mehr mitmachen zu wollen; er werde am nächsten Tage abreisen und damit seine Temperenzagitation in Detroit abbrechen. Er verließ unter den Unwillenskundgebungen seiner bereits angetrunkenen Priesterkollegen den Saal.

Nach einer halben Stunde klopfte der Bischof an Chiniquys Türe und beschwor ihn, doch von seinem Entschluß, nach Chikago abzureisen, abzustehen und jedenfalls die angekündigten Vorträge noch zu halten, damit es nicht einen Skandal gäbe. ‚Einen Skandal wird es geben', sagte ich, ‚aber das ist Ihre Schuld.' Nach langem Hin und Her, nachdem der Bischof sein Bedauern über das Vorgefallene ausgesprochen und zugegeben hatte, daß es besser sei, wenn die Priester das tun würden, was sie selbst von den Leuten verlangten, schied man versöhnt.

„Nach einer schlaflos verbrachten Nacht ging ich des Morgens früh in den Garten. Da stand der Bischof an einen Baum gelehnt, das Taschentuch vor dem Gesicht. Ich trat näher und erkannte, daß er weinte. Ich wünschte ihm Guten Morgen und erkundigte mich nach dem Grund seiner Traurigkeit. ‚Ach Pater!' rief er, ‚wissen Sie es noch nicht, welches Unglück mich diese Nacht betroffen hat?' ‚Was denn?' fragte ich begierig. ‚Haben Sie nicht gestern den jungen Priester bemerkt, der am Tische zu Ihrer Rechten saß? Der hat sich diese Nacht aus dem Staube gemacht, nachdem er mir viertausend Dollar gestohlen und eine junge verheiratete Frau entführt hat. Ist das nicht unglaublich?' ‚Durchaus nicht', erwiderte ich, ‚wenn ein Mensch so säuft, wie der es gestern abend tat, so ist er zu allem fähig.' ‚Leider haben Sie recht', seufzte der Bischof, ‚der Allmächtige hat mich gestraft, weil ich mein Gelübde gebrochen habe. Es soll anders werden!' — — — Leider vergaß seine Eminenz bald wieder, was sie gelobt hatte und fuhr fort, mit den Priestern zu trinken ..."

8. Geschäfte mit der Messe

Daß der römische Priester für das „Lesen" einer Messe das sogenannte Meßstipendium in Empfang zu nehmen hat von dem, der die Messe in Auftrag gibt, ist bekannt. Damit der Leser sieht, daß die Einnahmen aus den Meßstipendien auch heute noch gewaltig sind, verweisen wir auf den Bericht eines von den Jesuiten eingerichteten „Gebetsapostolats für die Belebung der hl. Messe". Danach war es gelungen, in der Zeit vom 1. August 1933 bis 12. Februar 1934, also in knapp

sechs Monaten, über 47 Millionen Messen abzuhalten, von denen wohl der größere Teil bezahlt wurde. In Deutschland beträgt die unterste Stipendiumtaxe gewöhnlich eine Reichsmark. Da bei manchen Priestern der Zulauf aber größer ist, als bei andern, sind sie oft nicht in der Lage, die Aufträge allein zu bewältigen. Diesen Fall sieht der Moraltheologe und Jesuit Sa vor, wenn er erklärt: „Ein Priester, der eine bestimmte Geldsumme empfangen hat, um Messen zu lesen, darf andere Priester für einen geringen Preis mieten, damit sie die Messen lesen, und den Überschuß (darf er) für sich behalten."

Daß diese Theorie nicht bloß auf dem Papier steht, sondern zu einem schwunghaften Meßgeschäft geführt hat, zeigt uns Chiniquy. Nutznießer dieses Geschäfts zu sein, war allerdings nicht den Priestern vergönnt, sondern den Bischöfen vorbehalten. Eines Tages unterhielten sich die Vikare des Pfarrers Tetu von Quebec über die Summen, die sie dem Bischof allwöcheitlich ablieferten. „Ich habe diesen Morgen mehr als hundert Dollar, die mir von meinen frommen Beichtkindern eingehändigt worden sind, für Seelenmessen, die zugunsten von Verstorbenen gelesen werden sollen, dem Bischof abgeliefert", sagte der Vikar Parent. „Jede Woche liefere ich ungefähr ebensoviel ab und Sie alle wohl auch, wie übrigens jeder Priester in Kanada. Nun möchte ich aber gern einmal wissen, wie es den Bischöfen möglich ist, alle diese Messen lesen zu lassen und was sie wohl anfangen mit dem vielen Geld, das aus dem ganzen Land bei ihnen zusammenströmt." Der Pfarrer beantwortete diese heikle Frage mit einem Scherz, er sagte: „Wenn alle diese Messen, die uns bezahlt werden, wirklich gehalten würden, so müßte sich das Fegfeuer zweimal des Tages leeren. Ich übertreibe wohl kaum, wenn ich berechne, daß Tag um Tag in ganz Kanada allein für Seelenmessen viertausend Dollars einkommen; da es aber in den Vereinigten Staaten dreimal soviel Katholiken gibt, wie hier, und die dort zahlreich vertretenen Iren besonders gut für die armen Seelen sorgen, so darf man wohl schätzen, daß in beiden Ländern mindestens sechszehntausend Dollar pro Tag hingegeben werden, um die brennenden Lampen des Fegfeuers auszulöschen. Da nun für die höhern Messen das Doppelte bezahlt wird, wie für die einfachen, so beträgt die für Seelenmessen in Nordamerika alljährlich ausgegebene Summe gewiß zehn Millionen Dollar. Falls diese Summen armen Seelen nicht zugute kommen sollten, so kommen sie doch sicher unsern frommen Bischöfen und dem hl. Vater zugut, in deren Händen allerdings der größte Teil bleiben muß. Denn in der ganzen Welt gibt es doch

nicht genug Priester, welche alle diese Messen lesen könnten! Meiner Ansicht nach tun wir besser, uns um solche Dinge überhaupt nicht zu kümmern. Wenn ich daran denke, vergeht mir Appetit und Schlaf. Da ich aber gerne ungestört esse, trinke und schlafe, so halte ich mir solche Gedanken möglichst fern und rate Ihnen dasselbe."

„Acht Tage später", so schreibt Chiniquy, „las ich in einer Zeitung, die ich aus Paris erhielt, dem ‚Ami de la religion et du Roi', zu meinem großen Erstaunen das Folgende: ‚Bewunderungswürdige Frömmigkeit des kanadischen Volkes'. In dem Aufsatz hieß es, die kanadischen Bischöfe hätten verschiedentlich nicht weniger als hunderttausend Franken nach Paris gesandt, damit die dortigen Priester dafür vierhunderttausend Messen lesen möchten. Dieser Aufsatz erschütterte mein Vertrauen bis auf den Grund, ich mußte weinen. Da also war der Beweis, daß die Bischöfe, während sie sich von unserm Volke für jede Messe 1,25 Frc. zahlen ließen, selber für eine solche Messe nur 0,25 Frc. bezahlten. Ich zeigte den Aufsatz dem Pfarrer und den übrigen Vikaren; sie waren wie vom Donnerschlag getroffen und wir kamen uns alle wie Schurken vor, weil wir mitgeholfen hatten, das Volk so schändlich zu hintergehen. Schließlich sagte einer meiner Kollegen: ‚Herr Pfarrer, ist es denn möglich, daß unsere Bischöfe solche Schwindler sind? Und wir ihre elenden Werkzeuge? Was würde das Volk sagen, wenn es erführe, daß wir die von ihm bezahlten Messen nicht selbst lesen, sondern daß wir sie für 25 Centimes in Paris lesen lassen?' Der Pfarrer antwortete: ‚Es ist ein Glück, daß die Leute es nicht wissen, sie würden uns alle in den Fluß werfen. Halten wir die Sache geheim! Denn, wenn das keine Simonie ist, weiß ich nicht, was man so nennen will.'"

Chiniquy weist dann auf „die Tatsache hin, die kein Priester wird leugnen können", daß es in Paris und andern großen Städten öffentliche Agenturen gibt, die den schwungvollsten Messenhandel betreiben. Ob das heute noch so ist, wissen wir nicht, wir nehmen an, daß man in unserer Zeit dezentere Formen für die Ausbeutung der Dummheit gefunden hat. Aber es ist recht interessant, Näheres über diese Messe-Handelsorganisation zu hören! Der Handel liegt oder lag gewöhnlich in der Hand der Buchhändler und Devotionalienhändler. „Jedes Jahr versenden diese Geschäftshäuser Prospekte durch alle katholischen Länder, in welchen sie sich anbieten, gegen Einzahlung der Gelder, welche die Priester für Seelenmessen vereinnahmt haben, dieselben lesen zu lassen, wobei sie den Priestern, die mit ihnen in Geschäftsverbindung treten, 25 bis

30 v. H. anbieten. Diese Prozente werden aber nicht in bar, sondern in Waren, kirchlichen Schmucksachen und Büchern bezahlt. Sehr häufig wird den Priestern eine goldene Uhr oder Kette oder ein Kelch geschenkt. Die Priester, die das Lesen der Messen übernehmen, werden in gleicher Weise abgelöhnt. Im Jahre 1874 wurden zu Paris die Bücher eines solchen Geschäfts gerichtlich geprüft, weil man Verdacht hatte, daß dieses großartige Geschäft sich mehr Messen bezahlen ließ, als es lesen lassen konnte. Tatsächlich wurde festgestellt, daß eine unglaubliche Anzahl von Seelenmessen, die das Fegfeuer entleeren helfen sollten, niemals gelesen worden waren. Der Inhaber des Geschäfts, ein gewisser Mesme, wanderte ins Zuchthaus, wo er über die Verdienste des hl. Meßopfers nachdenken konnte, mit dessen Hilfe er seine Kassen gefüllt hatte."

„Die armen römischen Katholiken von Kanada und wohl auch anderswo, erfahren so etwas natürlich nie. Sie werden nach wie vor von ihren Priestern geschoren unter dem Vorwand, daß die Seelen ihrer Angehörigen aus dem Fegfeuer befreit würden ..."

Hier sei gleich anschließend erzählt, wie Chiniquy in späteren Jahren, als er sich mit seiner Gemeinde St. Anna von Rom losgesagt hatte, die noch in der römischen Lehre befangenen Leute von dem Glauben an die bezahlte Messe heilte. Am Allerheiligentag, wo sonst immer eine Kollekte für Seelenmessen erhoben wurde, ließ er statt einer z w e i Büchsen aufstellen, eine schwarze und eine weiße, und sagte: „Wer, wie ich, nicht mehr an das Fegfeuer glaubt, der möge seine Gabe in die weiße Büchse legen; ihr Inhalt wird für die armen Witwen und Waisen der Gemeinde verwendet werden, für ihre Nahrung und Kleidung im Winter. Wer aber noch an das Fegfeuer glaubt, der lege seine Gabe zum Besten der Verstorbenen in die schwarze Büchse. Nur sollen mir dann die Betreffenden auch sagen, auf welchem Wege ich ihr Geld ihren verstorbenen Freunden zukommen lassen soll. Ich will euch nämlich offen bekennen, daß das Geld, welches man den Priestern gibt, niemals den armen Seelen zugute kommt, sondern den Bischöfen und Priestern, die es für sich behalten." Die Leute verstanden ihn, man sah es an ihrem Lächeln. In der weißen Büchse befanden sich nachher fünfunddreißig Dollar, in der schwarzen war nicht ein Cent. „Von da ab war es bei meiner Gemeinde mit dem Fegfeuerglauben vorbei."

Der Leser wird nun sagen: ja, wenn Chiniquy und seine Amtsbrüder das Verwerfliche eines solchen Messehandels erkannten, warum taten sie denn nichts, um dem Skandal wenigstens in ihrem Bereich ein Ende zu bereiten? Nun, der

Pater Chiniquy war der Mann, um solchen Schäden in seiner Kirche zu Leibe zu gehen, ungeachtet dessen, daß er sich dadurch bei seinen Vorgesetzten unbeliebt machte. Aus der nachstehenden Mitteilung erfahren wir zugleich, wie es kam, daß die Bischöfe die von den Priestern vereinnahmten Meßstipendien einsäckelten. Die Bischöfe von Kanada hatten seinerzeit einen sogenannten „Dreimessen-Verein" begründet, dessen Zweck es war, Seelenmessen für verstorbene Priester zu lesen. Jeder kanadische Priester war genötigt worden, diesem Verein beizutreten; die Mitgliedschaft legte jedem Priester die Pflicht auf, „den größten Teil des Jahres mit dem Lesen von Seelenmessen für verstorbene Priester zuzubringen, die Folge war, daß wir für die dreiunddreißig Priester, die im verflossenen Jahre gestorben waren, jeder 165 Messen zu lesen hatten. Umsoviel weniger Messen konnten wir aber für unsere eigenen Gemeindeglieder lesen und umsoviel mehr Profit konnte der Bischof machen, indem er die Messen, die durch uns nicht gelesen werden konnten, nach Paris verkaufte, wobei er an jeder einen Franken gewann." Je mehr Priester dem Verein angehörten, desto mehr Geld floß in des Bischofs Tasche, weshalb eine eifrige Propaganda zum Eintritt in diesen merkwürdigen Verein unter den Priestern veranstaltet wurde. Um diesem Treiben wirksam zu begegnen, machte Chiniquy seinen Amtsbrüdern den Vorschlag, dem Verein der drei Messen einen solchen von nur einer Messe gegenüberzustellen, der den Mitgliedern die Verpflichtung auferlegte, beim Tode eines Kollegen nur eine Messe zu lesen. Der Verein wurde begründet und dem zuständigen Diözesanbischof Kenntnis gegeben, wobei die unterzeichneten Begründer gleichzeitig ihren Austritt aus dem Drei-Messen-Verein erklärten. Zwei Stunden später war Chiniquy bereits vor seinen Bischof geladen. Als der Priester sich dem Bischof gewohnheitsgemäß zu Füßen warf, um seinen „Segen" zu empfangen, trat dieser einige Schritte zurück und sagte sehr erregt: „‚Ich habe keinen Segen für Sie, solange Sie mir nicht eine befriedigende Erklärung für Ihr höchst befremdliches Verhalten geben. Was bedeutet der Brief, den Sie mir da geschrieben haben und in welchem Sie sich als Sekretär eines neuen Vereins einer Messe unterzeichnen?' ‚Mein Lord, mein Brief ist in gutem Französisch geschrieben, Euer Gnaden werden ihn wohl verstanden haben'. ‚Ich möchte aber wissen, was Sie veranlaßt, den altehrwürdigen Verein der Drei-Messen zu verlassen. Gehören ihm nicht alle Bischöfe und Priester Kanadas an?' ‚Mein Lord! Ich muß Sie auf einen Punkt, den Sie übersehen, aufmerksam machen. Die Zugehörigkeit zu Ihrem Drei-Messen-Verein nötigt uns, so viele

Messen für verstorbene Priester zu lesen, daß es uns unmöglich ist, diejenigen Messen zu lesen, welche uns von unsern Leuten bezahlt werden. Wir sind deshalb genötigt, die betreffenden Gelder an Sie abzuführen und Sie lassen dann diese Messen durch Priester in Frankreich lesen, denen Sie nur 25 Centimes dafür bezahlen. Dieser Messenhandel ist ein Verbrechen, das Verbrechen der Simonie.' ‚Was!' fuhr der Bischof auf, ‚Sie wollen mich der Simonie beschuldigen?' ‚Ja, mein Lord, das wollte ich und ich kann nicht begreifen, daß Euer Gnaden der Meinung sind, Ihr Messenhandel, bei welchem Sie vierhunderttausend Franken gewinnen an einem geistlichen Handelsartikel, sei keine Simonie!' ‚Sie schmähen Ihren Bischof! Sie sind der unverschämteste Mensch, der mir je vorgekommen ist. Wenn Sie Ihre Beschuldigungen nicht zurücknehmen, werde ich Sie absetzen und exkommunizieren.' ‚Das wird die Lage Eurer Gnaden nicht bessern, denn die Leute werden schon erfahren, daß Sie mich absetzten, weil ich gegen Ihren Messehandel protestierte.' Ich sagte das so ruhig, daß der Bischof erkannte, ich fürchtete mich in keiner Weise vor seinen Drohungen. Er rannte in höchster Erregung im Zimmer auf und ab. ‚Sie wollen ein Reformator, ein Luther werden, werden aber nie etwas anderes sein, als ein Affe!' rief er aus. Ich antwortete: ‚Wenn Luther nichts Schlimmeres getan hat, als ich heute tue, so verdient er von Gott und den Menschen gelobt zu werden.'" Der Bischof hielt es schließlich doch für geraten, etwas nachzugeben, als Chiniquy ihm die Wut des Volkes bei Bekanntwerden dieses geistlichen Handelsgeschäftes vor Augen führte. Chiniquys Ein-Messen-Verein trat ins Leben, fand viele Mitglieder und tat der bischöflichen Kasse erheblichen Abbruch. Noch einmal versuchte es der Bischof von Quebec, mit Hilfe seines hohen Amtsbruders, des Bischofs von Montreal, der Chiniquy sonst wohlgesonnen war, das Unternehmen der Priester rückgängig zu machen, aber Chiniquy blieb auch, vor beide hohe Herren zitiert, fest. Aber vergessen ward ihm die Störung des bischöflichen Geschäfts nicht.

9. Eine „heilige" Versammlung

Eine Einladung des Bischofs berief im August 1855 sämtliche Priester der Diözese nach Chikago, wo sie an einer geistlichen Retraite und Andachtsübungen teilnehmen sollten. Die Andachtsübungen fanden in St. Marys Universität statt, woselbst auch die Priester wohnten. Chiniquy schildert:

„Noch nie hatte ich eine solche fidele Gesellschaft gesehen! Man unterhielt sich untereinander mit schallendem Gelächter, riß Witze und Zoten, und so oft ein neuer Kollege eintrat, wurde derselbe mit lautem Hallo begrüßt. Betrunken war zwar keiner, aber man merkte und roch es, daß sie geistigen Getränken schon zugesprochen hatten. Mit wenigen Ausnahmen machten sie den Eindruck von Zechbrüdern, statt von Priestern. In einer Stunde sollte der Eröffnungsgottesdienst stattfinden. Diese Zeit benützten ein paar der flottesten Burschen, um mit einem Hut unter den versammelten Priestern zu kollektieren. Banknoten und Goldstücke flogen hinein." Chiniquy glaubte zunächst, durch die Sammlung sollten die Unterhaltskosten für die Priester bestritten werden und hielt seine fünfzehn Dollar bereit. Aber bevor er das Geld in den vollen Hut legte, fiel es ihm ein, nach dem Zweck der Kollekte zu fragen. Man lachte und sprach: „Wenn wir in diesen Tagen so enggedrängt dasitzen müssen, dann werden wir durstig und werden froh sein über einen guten Tropfen." Chiniquy, der damals schon als Temperenzapostel weit bekannt war, antwortete: „Ich bin hierher gekommen, um den Andachtsübungen zu obliegen. Habe ich Durst, so trinke ich Wasser." „Wir sind auch Abstinenten!" riefen die Priester lachend, „deshalb nehmen wir aber doch hin und wieder einen Tropfen, um unsern Durst zu löschen." Nach einer längeren Auseinandersetzung sah man ein, daß Chiniquy in seiner Ablehnung nicht wankend zu machen war. Die Andachten nahmen nun ihren Gang.

Ein Bischof hielt täglich zwei Predigten, ein Jesuit hielt zwei Andachten von vierzig bis fünfzig Minuten Länge, man las dann das Leben eines Heiligen vor, sagte Gebete her, wurde angehalten, sich ernsthafter Selbstprüfung zu unterwerfen und zu beichten. Alles in allem ein ernsthaftes Programm nach echt katholischer Art. Und die Wirkung???

Chiniquy sagt darüber: „Wie wurden die Nächte zugebracht? Wer will das beschreiben und wer wird glauben, wenn ich auch nur die Hälfte von dem mitteile, was ich sah und hörte?!" Es begann ein nächtliches Saufgelage. Nachdem um neun Uhr pünktlich nach Vorschrift in den Schlafsälen die Lichter ausgelöscht waren, „ging der Spektakel los. Die vollen Wein- und Branntweinflaschen, die aus den fünfhundert Dollar, die man gesammelt hatte, gekauft worden waren, machten jetzt die Runde. Es dauerte nicht lange, so fing der Alkohol an, die Zungen zu lösen. Zu welchen Unterhaltungen, kann man sich denken! Die schlimmsten Gassenhauer wurden gesungen, die schlüpfrigsten Geschichten erzählt, erst um zwei Uhr morgens trat Ruhe ein. Der eine bellte wie

ein Hund, der andere quakte wie ein Frosch, der dritte heulte wie ein Wolf. In einer Nacht wurden drei Priester zugleich vom Delirium befallen, der eine schrie, der andere focht mit Fledermäusen, der andere mit Spinnen, die ihn fressen wollten. Ihr Geschrei war entsetzlich, dazu der üble Geruch der ausgebrochenen Getränke. Was ich in den schlaflosen Stunden litt, kann sich niemand vorstellen. Was waren diese Priester anders als Bacchanten, Nachfolger der Bacchuspriester der Heidenwelt!"

Ein Pfarrer, dem Chiniquy sein Herz ausschüttete, wußte noch schlimmere Dinge zu berichten: von verkleideten Prostituierten, die man eingeschmuggelt hatte ... Die Bischöfe, bei denen man gemeinsam vorstellig wurde, bedauerten anscheinend die Vorfälle und forderten Chiniquy auf, eine Temperenzpredigt zu halten. Da es sich aber vorwiegend um irische Priester handelte und Chiniquy sich außer im Französischen keine wirkungsvolle Rede zutraute (im Englischen war er wohl nicht ganz fest), so ersuchte man den Bischof Spaulding, die Rede zu halten. „Er entledigte sich seiner Aufgabe in glänzender Weise. Aber was half hier die schönste Rede? Die betrunkenen Priester schliefen und schnarchten in ihren Chorstühlen in gewohnter Weise. Ein bißchen ruhiger wurde es zwar in den folgenden Nächten, tatsächlich aber wurden in der kurzen Zeit von sechs Tagen oder Nächten die fünfhundert gesammelten Dollars von den zu Andachtsübungen berufenen Priestern durch die Gurgel gejagt."

10. Auch der Bischof von Chikago trank gern einen guten Tropfen

In der Kirche der von Chiniquy im Auftrage seines Bischofs verwalteten Gemeinde Bourbonnais in Illinois war ein Brand ausgebrochen. „Am Donnerstag nach dem Brand erschien der Bischof Vandevelt in der Kolonie. Die mit ihm angestellte Untersuchung ergab, daß die beiden Priester Courgeault und Lebel die eigentlichen Brandstifter waren, indem sie Leute dazu gedungen hatten." Courgeault war, um weiteren Nachforschungen zu entgehen, in ein Trappistenkloster eingetreten. „Der Besuch des Bischofs, der mich sehr erfreute, sollte mir leider verbittert werden. Dieser von mir hochgeschätzte Kirchenfürst eröffnete mir vertraulich, er gedenke sein Amt niederzulegen. Er könne die Verantwortung nicht mehr tragen, die mit seiner Stellung verbunden sei. Denn wenn er nach den kanonischen Ordnungen der Kirche handeln wollte, so müßte er, von alleini-

ger Ausnahme von mir und zwei oder drei andern seine sämtlichen Priester absetzen. Sie seien entweder Trunkenbolde oder sie lebten in offenbarem Konkubinat. Einige von ihnen hätten Kinder von ihren eigenen Nichten, ja zwei sogar von ihren eigenen Schwestern! An Gott glaubten kaum zehn von ihnen und die Religion sei nichts als eine einträgliche Komödie für sie. Würde er einen strafen, so laufe er Gefahr, vergiftet zu werden, wie sein Vorgänger, dem ein gemaßregelter Priester Gift gegeben habe ... Er werde bald nach Rom gehen und den Papst um eine bessere Diözese bitten. Unter Tränen teilte mir der Bischof dieses alles mit, ehe wir zu Bett gingen. Ich nahm mir vor, ihm am andern Morgen zuzureden, seinen Entschluß ja nicht auszuführen. Als es Frühstückszeit war, wollte ich ihn wecken. Zu meinem Entsetzen aber fand ich ihn ... sinnlos betrunken. Ohne mein Wissen hatte er vor dem Schlafengehen von meiner Haushälterin die Weinflasche gefordert, worin der für das hl. Meßopfer bestimmte Wein aufbewahrt war. Die Flasche war ziemlich groß und enthielt ein Quantum, das für den genannten Zweck wohl sechs Monate genügt hätte, der hochwürdige Herr hat sie in einer Nacht geleert ... Daß Bischof Vandevelt ein Trinker sei, hatte ich zwar schon gehört, aber es nicht geglaubt. In meiner Gegenwart trank er stets sehr mäßig; offenbar hatte er die Gewohnheit, sich des Nachts, wenn ihn niemand beobachten konnte, dafür zu entschädigen. Meine Achtung war nun natürlich dahin. Ich konnte ihm nicht mehr abraten, den Bischofssitz zu verlassen. Das Herz blutete mir, ich hatte ihn wie einen Vater geliebt. Dieser Fall löste eines der stärksten Bande, durch die ich mich noch an Rom gefesselt hielt."

Die erwähnte Geschichte mit der Vergiftung des Vorgängers von Vandeveld verhielt sich so:

„Der Großvikar M. hatte sich in sein Beichtkind, die feingebildete Nonne Superiorin des Klosters Lorette, verliebt. Um ihren Fall und dessen Folgen zu verbergen, ging sie unter dem Vorwand, ihre angegriffene Gesundheit wiederherstellen zu wollen, nach einer Stadt des Westens, wo sie bei ihrer Niederkunft verstarb. Obgleich die Sache sehr geheim gehalten worden war, hatte der Bischof doch genug erfahren, um dem Priester mitzuteilen, daß er die Sache untersuchen und ihn im Falle seiner Schuld mit Interdikt belegen werde. Der Priester leugnete frech und spielte den Entrüsteten, er freue sich auf die Untersuchung, die seine Unschuld erweisen würde. Um seinem lieben Bischof die Mühe der geplanten Untersuchung zu ersparen, brachte er ihm eine Dosis Gift bei, das ihn nach fünf oder sechs Leidenstagen von des Lebens Nöten erlöste."

11. Beichterlebnisse

In St. Antoine hielt der Pater Chiniquy einmal Erweckungspredigten und hatte dort im Beichtstuhl tolle Dinge zu hören bekommen. Er erzählt im Folgenden den Sündenweg einer jungen Frau, die von Priestern verführt worden war.

„Auch eines jener unglücklichen Opfer priesterlicher Schwachheit kam zu mir und erzählte unter vielen Tränen und Seufzern ausführlich, was ich hier mit wenig Worten wiederholen will: ‚Als ich kaum neun Jahre alt war, fing schon mein erster Beichtvater an, schwere Verbrechen mit mir zu verüben. Es geschah jedesmal, wenn ich meine Sünden bei ihm beichtete. Zuerst schämte ich mich und empfand Ekel, aber es dauerte garnicht lange, da war ich so tief gesunken, daß ich Gelegenheiten suchte, mit ihm zusammenzutreffen, sei es in seinem Hause, in der Kirche, in der Sakristei oder oft, in dunkler Nacht, in seinem Garten. Dieser Priester verstarb, nachdem er an einen andern Ort versetzt worden war. Ihm folgte ein anderer, der uns zuerst sehr heilig vorkam. Ich legte ihm Generalbeichte ab und hatte den aufrichtigen Wunsch, ein für alle Mal mein Leben zu bessern. Aber ach! meine Bekenntnisse wurden für diesen Priester die Ursache zur Sünde. Denn kurz nach der Beichte erklärte er mir im Beichtstuhl seine Liebe mit so leidenschaftlichen Worten, daß ich mit ihm in mein früheres Treiben zurückfiel. Das währte sechs Jahre. Als ich das vierte Mal zu meinem neuen Beichtvater kam (wir waren inzwischen verzogen), forderte er mich auf, in sein Zimmer zu kommen; was dort vorging, vermag ich nicht zu beichten. Es geschah zwei Tage vor meiner Hochzeit, und das einzige Kind, welches ich gehabt habe, ist die Frucht jener frevelhaften Stunde. Nach der Hochzeit setzte ich das verbrecherische Treiben mit dem Beichtvater fort. Er war der Freund meines Mannes und wir hatten somit Gelegenheit genug, zusammenzukommen. Ich weiß übrigens sicher, daß verschiedene andere Frauen es ebenso trieben wie ich. Es ging solange fort, bis der Allmächtige mit einem wahren Donnerkeil dazwischenfuhr.

Mein Töchterchen war zur Beichte und zum hl. Abendmahl gegangen. Sie kam viel später, als ich erwartete, aus der Kirche zurück. Als ich nach dem Grunde forschte, warf sich mir das

Kind in die Arme und sagte mit krampfhaftem Schluchzen: ‚Liebe Mutter! Verlange nicht, daß ich jemals wieder zur Beichte gehe. O, wenn du wüßtest, wonach der Beichtvater mich fragte und was er mir getan hat und was ich ihm habe tun müssen, als ich allein mit ihm in seinem Zimmer war!' Mein armes Kind konnte nicht mehr sprechen, sie fiel in Ohnmacht. Ich eilte in unaussprechlicher Wut zur Pfarre; ich hatte ein scharfes Fleischermesser bei mir, um den Schurken, der mein geliebtes Kind mißbraucht hatte, zu töten. Aber zum Glück für ihn änderte Gott meinen Sinn. ‚Sie sind ein Scheusal!' sagte ich zu ihm, ‚nicht genug, daß Sie mich zugrundegerichtet haben, vergreifen Sie sich auch noch an meinem **Kinde**, das auch das Ihrige ist! Schande über Sie! Ich hatte dies Messer mitgebracht, um Ihren Schändlichkeiten ein Ende zu setzen. Ich will aber, daß Sie leben, damit der Fluch jener Arglosen, die Sie so grausam betrogen und verraten haben, über Sie komme. Sie sollen mit dem Bewußtsein leben, daß Sie von mir und andern als das ehrloseste Scheusal erkannt sind, das jemals auf Gottes Erdboden wandeln durfte. Heute noch zeige ich Sie beim Bischof an, damit er sie aus dem Kirchspiel, das Sie so schamlos beschmutzt haben, entferne.' Da warf sich der Priester mir zu Füßen und flehte mich an, ihn nicht beim Bischof anzuzeigen, er wolle ja seinen Wandel bessern usw. Aber ich war unerbittlich und ging zum Bischof. Noch ehe die acht Tage um waren, wurde er in eine Parochie in der Nähe versetzt.' "

Soweit die Beichte. Chiniquy bemerkt dazu: „Der Leser möchte wohl wissen, was aus diesem Priester weiter wurde? Nun, er blieb Pfarrer und setzte, wie ich aus Tatsachen weiß, bis kurz vor seinem Tode seinen alten Wandel fort. Er starb in dem Rufe, ein vortrefflicher Priester und heiliger Beichtvater zu sein."

Sollte der Leser dieses Buches nun vielleicht meinen, hier bei uns könne ein Priester derartige Schändlichkeiten doch nicht Jahr um Jahr treiben, ohne daß seine Oberhirten ihn vom Amte verjagten, der irrt gewaltig. Man lese den Fall des Pfarrers Bauer, zuletzt in Weidungen in der Eifel, nach. Ja, dieser sexuell so belastete Priester und Beichtvater, der in einem Zeitraum von zehn Jahren wegen seiner offenkundig gewordenen Sittlichkeitsvergehen von dem Bischof von Trier hin und her versetzt werden mußte, hatte seine Behörde sogar gebeten, ihm keine Pfarre mehr zu geben, damit er nicht mehr in Versuchung falle. Aber: Die kirchliche Behörde, das bischöfliche Generalvikariat in Trier, hatte gegen die Schweinereien, die man ‚Unklugheiten' nannte, nichts einzuwenden, nur

war man ängstlich besorgt, daß die Öffentlichkeit nichts davon erfuhr. Verwarnungen und achttägige Exerzitien waren die „Strafe" für diesen „Seelenhirten", der jahrelang unter der Aufsicht des Generalvikariats die Seelen und Leiber der deutschen Jugend verwüsten durfte. Wie man alles zu vertuschen suchte, zeigt der Brief des Generalvikariats an den Sittlichkeitsverbrecher: „Der Bevölkerung gegenüber geschieht die Beurlaubung wegen Nervenerkrankung ..." Nach seiner „Gesundung" erhält er wieder eine Pfarre und vergeht sich wieder. Da heißt es in einem neuen Schreiben seiner Behörde: „Nachdem sich herausgestellt hat, daß von dem Vorfall niemand sonst etwas erfahren hat ..." Neue Verfehlungen tragen ihm nur Verwarnungen ein. Erst das Eingreifen „weltlicher" Behörden, nämlich der Staatsanwaltschaft, machte dem volksschädlichen Treiben dieses durch sein geistliches Gewand geschützten Verbrechers ein Ende.

12. Ein sonderbarer Diener des Bischof-Coadjutors

Was jetzt kommt, ist fast ein Roman, ein Lustspiel oder besser eine Tragik-Komödie, denn so humoristisch die ganze Geschichte ist, so entbehrt sie doch nicht des ernsten Hintergrundes, denn sie zeigt die gänzliche Verkommenheit gewisser kanadischer Priester. Wir geben die Geschichte nach Chiniquys ausführlicher Darstellung gekürzt wieder.

Im Jahre 1830 war ein junger Priester, der sich durch sein Äußeres ebenso auszeichnete, wie durch seine schöne Stimme und sein Redetalent, von Quebec, wo er ansässig war, nach Vercheres, etwa tausend Meilen von Quebec, beordert worden, um dort zu predigen und Beichte zu hören. Unter seinen weiblichen Beichtkindern, die sich um ihn rissen, war auch ein hübsches neunzehnjähriges Mädchen. Sie legte ihm Generalbeichte ab und man sah sie zweimal am Tage zu den Füßen ihres hübschen jungen Seelenarztes, dem sie alles anvertraute, was sie an Sünden auf dem Kerbholz hatte. Manchmal blieb sie stundenlang im Beichtstuhl. „Was sagte sie dort? Gott allein weiß es. Aber was danach kam, ist der gesamten kanadischen Bevölkerung bekannt." Ihr Beichtvater verliebte sich in die schöne Büßerin und auch in ihr war die Leidenschaft entflammt.

Eines Tages fuhr der Priester auf einem Dampfer nach seinem Heimatort zurück. Um zwölf Uhr nachts fand sich ein junger schlanker Mann auf dem Anlegeplatz ein; es war der Diener des Vikars.

Einige Tage darauf wurde bekannt, daß sich im St. Lorenzstrom die Kleider jenes jungen Mädchens angefunden hätten, das so emsig zu den Füßen des beliebten Beichtigers gesessen hatte. Die Eltern waren tief unglücklich, denn sie glaubten, das junge Mädchen wäre durch das viele Beichten zur Verzweiflung gebracht worden und hätte sich in den Strom gestürzt. Ihr Leichnam war indes nicht zu finden. Viele öffentliche und private Meßopfer wurden dargebracht, um ihre Seele den Flammen des Fegfeuers zu entreißen ... „Aus Mitleid mit der Familie des Mädchens sei sie nicht genannt; wir nennen sie hier Geneva. Sie hieß aber jetzt — J o s e p h, denn sie lebte und war kein anderer als jener junge schlanke Mann, der als ‚Diener' zu dem Vikar gestiegen und nach Quebec gefahren war. Während Vater, Mutter, Brüder, Schwestern über das klägliche Ende der schönen Geneva viele heiße Tränen vergossen, lebte sie im Hause des wohlhabenden Pfarrers von Quebec wohlversorgt und glücklich und lustig mit ihrem geliebten Beichtvater zusammen. Ich (Chiniquy) habe oft den muntern ‚Joseph' im Pfarrhause zu Quebec gesehen und seine Höflichkeit und Gewandtheit bewundert. Nur fiel es mir manchmal auf, daß Joseph mehr einem Mädchen, als einem jungen Manne ähnlich sähe; auch schien er mir ein wenig zu frei gegen den Vikar D. und gegen den Coadjutor-Bischof und Pfarrer. Die Hochachtung, die ich gegen einen so hochwürdigen Herrn hegte, ließ es mir nicht möglich erscheinen, daß er einem schönen Mädchen erlauben könnte, in einem Zimmer zu schlafen, das neben seinem eigenen Schlafzimmer gelegen war."

Zwei oder drei Jahre ging es so mit dem muntern Joseph in dem Hause des hochwürdigen Herrn Coadjutor-Bischofs ganz glatt ab. Aber Joseph benahm sich auch gegen die andern jungen Vikare und sogar gegen den Coadjutor zuzeiten so auffällig vertraut, daß manche Leute Verdacht schöpften. Ein vertrauter Freund des Coadjutors und Verwandter Chiniquys faßte sich eines schönen Tages den Mut, dem hochwürdigen Herrn mit aller Höflichkeit klar zu machen, daß es klüger wäre, den unverschämten „Jüngling" aus dem Palast zu entfernen, da er Gegenstand eines höchst beklagenswerten Argwohns sei. Die Situation war für den Coadjutor und seine Vikare keineswegs angenehm. Joseph zu behalten, war unmöglich, denn der „Rat" kam von hoher Seite; aber ihn einfach zu entlassen, war nicht weniger gefährlich, er wußte zuviel über das geheime Treiben dieser Ehelosen. Mit einem einzigen Worte konnte er sie alle vernichten, sie waren in seiner Hand. Tage der Angst und schlaflose Nächte folgten den überglücklichen Zeiten ... Was war zu tun? Es fand sich überraschend ein Ausweg.

Der Pfarrer von den „Eboulements", der hochwürdige Herr Clement, war in irgend einer Privatsache nach Quebec gekommen und hatte bei seinem alten Freunde, dem Bischof-Coadjutor, Wohnung genommen. Ihm vertraute sich der Coadjutor an, denn Clement hatte schon Proben seiner Freundschaft und seines Geschicks, verwirrte Situationen zu lösen, gegeben. „Monsieur", sagte der Pfarrer von den „Eboulements", „Euer Joseph ist gerade ein Diener, wie ich ihn suche. Bezahlt ihn anständig, damit er reinen Mund hält und gebt ihn mir mit. Meine Haushälterin ist vor einigen Wochen fortgegangen, ich bin mit dem neuen Diener ganz allein in der Pfarre. Joseph ist aufs Genaueste ein Persönchen, wie ich es mir wünsche." Die Freude des Coadjutors und seiner Vikare, aus dieser heiklen Lage befreit zu sein, war groß. Joseph aber kam in das Haus des „frommen" Pfarrers der Eboulements.

Rasch eroberte er sich nicht nur die Gunst seines zölibaten Herrn, sondern auch die der Bevölkerung, man wünschte dem Pfarrer Glück zu diesem „gewandten und flotten Burschen", der ein so gewinnendes Wesen hatte. Der Priester wußte freilich mehr darüber als das törichte Volk.

Drei Jahre vergingen, es herrschte bestes Einvernehmen zwischen dem ehrwürdigen Herrn Pfarrer und seinem Diener. Das einzige, was die Freude des glücklichen Paares minderte, war, daß hier und da ein Farmer mit schärferen Augen als seine Nachbarn die Vertraulichkeit zwischen Pfarrer und Diener kritisch beobachtete und seine Meinung weitergab ... Nach drei Jahren waren Verdacht und Gerüchte so angeschwollen, daß die Ältesten der Gemeinde es für geraten hielten, ihrem Priester zu empfehlen, Joseph sofort zu entlassen. Aber der alte Pfarrer hatte soviele glückliche Stunden mit seinem treuergebenen Diener verlebt, daß er sich nicht entschließen konnte, ihn völlig aufzugeben. Da verfiel er auf einen Ausweg, der ebenso genial wie schmutzig war. Aus der Beichte kannte er ein Mädchen, welches einem Laster frönte, dem „Joseph" ebenfalls verfallen war. Zu ihr ging der „heiligmäßige Diener Gottes" und machte ihr den Vorschlag, Joseph zu heiraten (!!).

Er versprach, ihnen beizustehen und ihnen bequeme Tage zu verschaffen. Um in der Nähe seines gütigen Herrn bleiben zu können, willigte Joseph ein, das Mädchen zu nehmen; das Pärchen wußte nur zu gut, woran es miteinander war ... Nun wurde das Aufgebot an drei Sonntagen bekanntgegeben und danach erteilte der alte Pfarrer der „Ehe" Josephs mit dem andern Mädchen seinen Segen!! Sie lebten als Mann und Frau in solchem Einvernehmen, daß kein Mensch die dahinter steckende Abscheulichkeit argwöhnte. „Joseph" und seine

„Frau“ arbeiteten aber nach wie vor für ihren Priester, bis derselbe eines Tages versetzt wurde.

An seine Stelle kam der Pfarrer Tetreau. Da ihm das sündhafte Geheimnis völlig unbekannt war, so beschäftigte auch er den Joseph und seine Frau in Gegenwart verschiedener Personen an der Eingangspforte seines Gartens. Da trat ein Fremder an Joseph heran und fragte ihn nach dem Pfarrer Tetreau. Joseph, neugierig wie er war, fragte den Fremden nach seinem Herkunftsorte. „Ich komme aus Vercheres“, entgegnete der Fremde. Da nun „Joseph“ den Namen seines Heimatortes hörte, erblaßte er und der Fremde, erstaunt über den plötzlichen Farbenwechsel, faßte den jungen Mann fester ins Auge. „Mein Gott!“ rief er, „was sehe ich da! Geneva, du? Und als Mann verkleidet?!“ „Lieber Onkel!“ flüsterte sie, „seid doch still!“ Aber es war schon zu spät, die Umstehenden hatten alles gehört und ihr lange gehegter geheimer Verdacht fand sich bestätigt: ihr früherer Priester hatte ein als Mann verkleidetes Mädchen im Hause gehabt! Und um die Leute zu blenden, hatte er dieses Mädchen an ein anderes Mädchen verheiratet. Hatte seinen priesterlichen Segen mißbraucht, um sein Verbrechen zu verdecken, ja, um noch ungestörter das Verhältnis mit dem Frauenzimmer fortzusetzen! Die Neuigkeit lief wie der Blitz durch das Kirchspiel und verbreitete sich über den ganzen nördlichen, vom Lorenzstrom bewässerten Teil des Landes. Die Äußerungen der Überraschung und des Abscheus sind nicht in Worte zu fassen. Die Friedensrichter nahmen die Sache in die Hand; Joseph wurde vor das Gericht gestellt und der Arzt Lateriere stellte in der Untersuchung fest, daß Joseph wirklich ein Mädchen sei und die Ehe wurde gesetzlich gelöst. (Ob auch kirchlich, berichtet Pater Chiniquy nicht.)

Der sehr ehrenwerte Tetreau hatte während dieser Zeit, von Abscheu erfüllt, an den hochwürdigen Coadjutor-Bischof in Quebec geschrieben, daß der junge Mann, den er mehrere Jahre unter dem Namen Joseph in seinem Hause gehabt habe, ein Mädchen gewesen sei. Was sollte man aber jetzt, da alles ans Tageslicht gekommen sei, mit dem Mädchen anfangen? Ihre bloße Anwesenheit in Kanada würde die römische Kirche bloßgestellt haben; sie wußte zu gut, wie die Priester in der Beichte ihre Opfer wählen ... Der hochwürdige Bischof-Coadjutor und seine Vikare wußten indes die Sache sehr einfach zu regeln. Sie schickten sofort einen zuverlässigen Mann mit fünfhundert Pfund zu dem Mädchen und teilten ihm mit, daß sie verfolgt und bestraft werden könnte, wenn sie es wagen sollte, in Kanada zu verbleiben. Sie böten ihr fünfhundert Pfund, wenn sie fortziehen würde und verspreche, niemals wiederzukommen. Sie

nahm das Angebot an und verschwand über die Grenze und ist nie nach Kanada zurückgekehrt, wo ihr Vergehen vielen Tausenden wohlbekannt ist ... „Der ehrwürdige Tetreau, in dessen Amtszeit dieser Frevel aufgedeckt wurde, fing von jener Zeit an, die furchtbare Verderbnis der römischen Priester, die allzuoft ihren Ursprung im Beichtstuhl hat, mit offenen Augen zu betrachten. Er wird gern bereit sein, die Richtigkeit des Erzählten zu bestätigen."

13. Ein vollkommener Priester und Hausfreund

Eine nicht weniger schändliche Geschichte ist die nachfolgend erzählte, die aber leider des versöhnlichen Humors völlig entbehrt, in dem Zynismus der Handlungsweise eines römischen Priesters vielmehr etwas Abstoßendes, Widerliches hat.

Unter den „Einzelfällen" aus den aller Welt bekanntgewordenen Unsittlichkeitsprozessen, die sich in unserer Gegenwart vor deutschen Gerichten abrollten, brachten die Zeitungen den Bericht über Vergehen eines Pfarrers Meyer aus Höllstein: „Bereits 1926 hatte er Ehebruch mit der katholischen Frau eines Protestanten begangen, zum Teil in der Wohnung der Ehefrau ...." In Pater Chiniquys Erlebnissen unter seinen römischkatholischen Priesterkollegen fehlen derartige Fälle auch nicht. Und damit der Leser sieht, daß unsere eingangs erhobene Behauptung, Roms Priesterschaft bliebe sich zu allen Zeiten und in aller Welt gleich, wahr ist, wollen wir hier einen besonders „eigenartig gelagerten Fall" geistlichen Ehebruchs aus Chiniquys Aufzeichnungen wiedergeben:

„In einer der schönsten Städte am Lorenzstrom lebte ein reicher Kaufmann, er war jung und lebte in glücklichster Ehe mit einer höchst liebenswürdigen, reichen und gebildeten Frau. Einige Jahre nach der Eheschließung wurde in jene Stadt ein junger Priester versetzt, der sich ebenso durch seine Beredsamkeit und seinen Eifer, wie durch Liebenswürdigkeit auszeichnete. Der junge reiche Kaufmann und der Priester schlossen bald aufrichtige Freundschaft. Die junge gebildete Frau aber wurde in kurzer Zeit unter der Leitung ihres neuen Beichtvaters ein wahres Muster einer frommen Frau, vorbildlich für alle im Orte. Viele Stunden pflegte sie bei ihrem geistlichen Vater zuzubringen, um sich durch seine frommen Ratschläge reinigen und erleuchten zu lassen. Ihr Gatte, selbst ein guter Katholik, pries Gott und die heilige Jungfrau, daß ihm das Glück beschert war, einen solchen Engel an Frömmigkeit sein eigen

nennen zu dürfen. Kein Mensch hegte den geringsten Verdacht, daß unter dem weißen Mantel übertriebenster Frömmigkeit Unrechtes vor sich gehen könnte. Niemand außer Gott hörte die Fragen, die der junge Beichtvater seinem jungen Beichtkinde vorlegte und die Antworten, welche die junge Frau bei dem stundenlangen tete-a-tete im Beichtstuhl gab. Fast ein Jahr genossen der Priester und sein geistlicher Patient in vertraulichen Unterredungen die ganze Wonne heimlich Verliebter. Aber das genügte ihnen nicht. Der Priester hatte seine Mutter und Schwester bei sich, die scharf aufpaßten und den jungen Ehemann hielten seine Geschäfte nicht solange von seinem glücklichen Heim fern, daß es des Papstes Beichtiger möglich gewesen wäre, seine teuflischen Absichten auszuführen. Aber eine gefallene Tochter Evas findet schon Mittel, besonders wenn sie eine gute Erziehung hatte, die ihre angeborene Verschlagenheit noch erhöht.

Eines Tages stellte sie sich krank und der um ihr körperliches und seelisches Heil doppelt besorgte zärtliche Gatte fragte: ‚Warum bist du nicht zur hl. Messe gegangen?' ‚Ich bin nicht ganz wohl, lieber Mann, ich habe wegen Kopfschmerzen die Nacht nicht geschlafen.' ‚Ich werde den Arzt bestellen.' ‚Ach ja, Herzchen, schicke nach dem Arzt.' Nach einer Stunde erschien dieser, er fand die Patientin ein wenig fiebernd vor, hielt aber die Sache für nicht gefährlich und versicherte, daß sie nach Einnehmen von Pulvern, dreimal täglich, bald wieder auf dem Posten sein würde. Aber um 9 Uhr abends klagte die Dame über heftige Brustschmerzen und fiel darauf auf dem Flur in Ohnmacht. Der Arzt, den man benachrichtigte, war nicht zu Hause, als er später kam, saß sie im Lehnstuhl bei einigen Nachbarfrauen, die ihr Umschläge mit Essigwasser auf die Stirn machten. Der Arzt wußte nicht, was er daraus machen sollte und riet schließlich auf einen Bandwurm, verordnete entsprechende Pulver und versprach, am folgenden Tag wiederzukommen. Aber die Anfälle wiederholten sich und die Frau sagte zu ihrem Manne: ‚Du siehst, daß mir der Arzt nicht helfen kann, ich mag ihn nicht mehr sehen, ich leide schwerer, als du denkst, vielleicht bin ich morgen schon tot. Der einzige Arzt, den ich noch brauche, ist der Beichtvater, bitte, hole ihn. Ich will Generalbeichte ablegen, das hl. Abendmahl und die letzte Ölung empfangen, ehe es schlimmer wird.' Ganz außer sich vor Besorgnis ließ der Gatte anspannen, er nahm einen Diener zu Pferde mit, damit dieser, wenn der Priester ‚den lieben Gott' brachte, klingele ... Man traf den Priester andächtig in seinem Brevier lesend und dieser war dankenswerterweise sogleich bereit, in der dunklen, frostigen Nacht sein war-

mes Pfarrquartier zu verlassen. In einer Stunde langte man beim Hause des Kaufmanns an. Unterwegs hatte der Diener unablässig die Glocke geläutet, und die verschlafenen Farmer sprangen aus den Betten, um auf den Knien und mit niedergeschlagenen Augen die ‚vergottete Hostie' anzubeten, die von dem heiligen Priester zu einer Sterbenden gebracht wurde. Nachdem er angekommen, legte der Beichtvater mit Andacht ‚den lieben Gott' auf einen für solche Gelegenheiten reich geschmückten Tisch nieder, trat dem Bett näher und fragte mit gebeugtem Haupte, wie es der Kranken gehe. ‚Ich bin sehr krank und will, ehe ich sterbe, Allgemeinbeichte ablegen'. Dann mit schwacher Stimme zu ihrem Gatten: ‚Laß doch, mein Lieber, alle aus dem Zimmer gehen, damit ich nicht bei der Beichte abgelenkt werde'. Der junge Gatte ersuchte die Freundinnen, mit ihm das Zimmer zu verlassen, er schloß selber die Türe, damit der Beichtvater während der Generalbeichte allein mit seinem Beichtkinde sei ... Ein teuflischer Plan war unter dem Deckmantel des Heiligsten gelungen. Schimpf und Schande wurden hier unter der Maske der Frömmigkeit über ein ehrenhaftes Haus gebracht. Nachdem der Ruin seines Opfers vollendet und das Vertrauen des Freundes so überaus schmählich mißbraucht worden war, öffnete der Priester die Tür und sagte mit scheinheiliger Miene: ‚Ihr könnt jetzt eintreten, um mit mir zu beten, während ich unserer lieben kranken Schwester die letzten Sakramente gebe.' Man kam herein, die Frau empfing das Abendmahl und der Gatte, voll tiefer Dankbarkeit für die Umsicht und Aufmerksamkeit seines priesterlichen Freundes, brachte diesen noch in seine Pfarrei zurück.

Nach zehn Jahren hatte ich in jenem Kirchspiel sogenannte Erweckungspredigten zu halten. Die Kaufmannsfrau, die mir bis dahin völlig unbekannt war, kam zu mir zur Beichte und bekannte mir alle Einzelheiten, wie ich sie erzählt habe. Sie schien Reue zu empfinden und ich erteilte ihr, den Vorschriften meiner Kirche gemäß, Absolution. Am letzten Tage lud mich der Kaufmann zu einem festlichen Mittagsmahl ein. Da erfuhr ich, wer mein Beichtkind gewesen war. Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß sie mir gebeichtet hatte, daß von ihren vier Kindern die drei letzten den Beichtiger zum Vater hätten. Der schändliche Priester war in eine höhere Stelle aufgerückt, wo er mehr als zuvor das Vertrauen seiner Vorgesetzten genoß, seine Mutter war gestorben und die Schwester verheiratet, so daß das Pfarrhaus den schönen Büßerinnen zugänglicher geworden war. Ich bin in meinem ganzen Leben nicht so verlegen gewesen, wie damals am Tisch des so niederträchtig betrogenen Kaufmanns. Kaum hatten wir zu essen angefangen, da fragte er mich nach

dem Pfarrer, dem liebenswerten Herrn X. ‚Ja', sagte ich, ‚den kenne ich.' ‚Ist er nicht ein vollkommener Priester?' fragte der Kaufmann. ‚Ja, mein Herr,' antwortete ich, ‚er ist ein überaus vollkommener Priester.' ‚Wie kommt es,' sagte der gute Kaufmann, ‚daß der Bischof ihn uns genommen hat, er hatte durch seine Frömmigkeit und feinen Sitten sich allseits ein wohlverdientes Vertrauen erworben ... ich selber habe eine Eingabe aufgesetzt, die alle unterschrieben haben, damit er hier bliebe, aber vergebens. Sein Eifer kannte keine Grenzen, in den finstersten und kältesten Nächten war er gern bereit, zu Kranken zu kommen. Ich werde es nie vergessen, wie schnell und freudig er meiner Aufforderung nachkam, als vor mehreren Jahren meine Frau sehr krank war ...' Ich dachte an die Beichte, fast hätte ich aufgelacht, die Dankbarkeit dieses armen, betrogenen Toren, der Gedanke, daß ein Mann sich den Verführer seiner Frau selber ins Haus holte, erschien mir so lächerlich, daß ich mich übermenschlich anstrengen mußte, um mich zu beherrschen. Aber mir kam rasch die Besinnung durch die Scham, die ich bei dem Gedanken an die unerhörte Entwürdigung und gemeine Niederträchtigkeit vieler Geistlichen meiner Kirche empfand. Mir kamen Hunderte von ähnlichen, wenn nicht noch schlimmeren Fällen, die ich durch die Beichte erfahren, in den Sinn. Sie erfüllten mich mit solchem Widerwillen, daß mir die Zunge fast erlahmte. Nach Tische bat der Kaufmann auch noch seine Frau, die Kinder zu rufen, damit ich dieselben sähe: allerliebste Kinder von auffallender Schönheit. Aber ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die Freude, diese lieben Kleinen zu sehen, sich sehr verringerte, da ich sicher wußte, daß die jüngsten drei die Frucht der unsäglichen Verderbnis waren, zu welcher die Ohrenbeichte auch in den besseren Ständen Anlaß gibt."

14. Spötter im Priesterkleid

Es ist eine bunte Galerie unterschiedlichster Vertreter des geistlichen Roms, die uns Chiniquy vor Augen führt, meist unerfreuliche Erscheinungen, Säufer, Lüstlinge, Brandstifter; nur hier und da wird das Bild eines ehrenwerten, ernstlich frommen und sittenreinen Mannes gezeichnet. Eine Ausnahmeerscheinung, zwar nicht nach der letzteren Seite, wohl aber in Hinsicht auf die persönliche „culture" bietet sich uns in dem Vikar P a r e n t dar. Lassen wir ihn durch Chiniquy schildern:

„Parent war in Quebec geboren, hatte hier seine Studien aufs glänzendste absolviert und war ein äußerst weltgewandter Mann, Liebling der vornehmen Gesellschaft der Stadt. Seine Haare dufteten immer von den feinsten Pomaden und die Luft um ihn her war mit Eau de Cologne parfümiert. Was wun-

der, daß er der Beichtvater á lá mode der jungen Damen war!"

Monsieur Parent gehörte zu den vier Vikaren, die mit ihrem Pfarrer Tetru von einem der reichsten Kaufleute Quebecs zu einem Austernessen eingeladen waren, an welchem etwa hundert Gäste teilnehmen sollten. Auf dem Wege zu dieser verlockenden Festlichkeit wurde der arme Parent, besonders sorgfältig pomadisiert und parfümiert wie er war, zum Sterbebette einer Frau gerufen, einer der Ärmsten der Stadt. Der elegante Priester kannte seine Pflicht, sofort eilte er nach der Kirche, um die geweihte Hostie zu holen. „Gehen Sie nur voraus, meine Herren," sagte er zu seinen Kollegen, „ich werde wohl noch früh genug kommen, um meine Austern zu kriegen."

„Wir rechneten damit, daß er in einer Stunde nachkommen könne", so erzählt Pater Chiniquy, „wie groß aber war mein Erstaunen, als ich ihn schon nach höchstens zehn Minuten gleich einem Schmetterling von einer Dame zur andern fliegen sah! Lachend und scherzend unterhielt er sich in seiner unnachahmlichen Weise mit allen Anwesenden aufs Liebenswürdigste. Ich wunderte mich nur, wie er mit der sterbenden Frau so schnell fertig geworden war." Endlich konnte Chiniquy seiner habhaft werden und sagte zu ihm, daß man gefürchtet hätte, für den größen Teil des Abends auf seine Gesellschaft verzichten zu müssen. ‚Ach was', antwortete er lachend, ‚die kluge Frau war vernünftig genug, gerade zwei Minuten vor meinem Eintritt in ihr Haus zu sterben. Ich denke mir, ihr Schutzengel hat die gute Seele um meinetwegen etwas früher in den Himmel getragen.' ‚Was haben Sie denn aber mit der Hostie gemacht, die Sie der Sterbenden bringen wollten?' ‚Ach, den lieben Gott? Den habe ich in meiner Westentasche — der wird sich freuen, bei der Gelegenheit dieses schöne Fest mitmachen zu können ... Aber sagen Sie niemand etwas von seiner Anwesenheit, das würde uns ja die Freude verderben'."

Chiniquy bemerkt zu diesem Spott: „Ich schreibe die Worte des jungen Priesters, die an Unglauben und Gotteslästerung streiften, weniger dem Mangel an Glauben, als dem süßen Champagner zu, dem er vielleicht schon zu stark zugesprochen hatte. Mir aber war nicht mehr wohl in dieser Gesellschaft. Man sah es mir wohl an, jedermann fragte mich, was mir fehle. Und ich fand es schließlich für das beste, mich mit plötzlichem Unwohlsein zu entschuldigen und nach Hause zu gehen. Am Tage danach waren alle Teilnehmer an der Soiree darin einig, daß Parent wieder einmal der Löwe des Abends gewesen sei, dagegen habe sich der arme junge Chiniquy wie ein Tor benommen ..."

Chiniquys gute Meinung, daß Parents Spötterei wohl nur dem Champagnergenuß zuzuschreiben gewesen sei, erfuhr ihre Widerlegung darin, daß die Auffassung vom „Herrgott in der Westentasche" offenbar Gemeingut aller Vikare der Stadt, des Pfarrers Tetu und sogar des Bischofs war. Der Pater Chiniquy war es von seinen Landgemeinden her gewohnt, bei Versehgängen den „Herrgott", das heißt also die durch den Segen des römischen Priesters in Leib, Seele und Gottheit Jesu Christi vewandelte Oblate, genannt Hostie, mit großem Pomp durch die kleinen Städte und Dörfer tragen zu lassen. „Ich hatte es nie anders getan, als in Begleitung von mehreren Mann zu Fuß oder zu Pferd; um die Leute auf den Straßen recht feierlich zu stimmen, trug ich über meiner schwarzen Soutane einen weißen Überwurf, vor mir her lief ein Mann mit einer Schelle, um den Menschen anzukündigen, daß ihr Heiland vorübergehe, vor dem sie sich anbetend niederwerfen sollten."

In Quebec aber, wo so viele „Ketzer" wohnten, schien das den Priestern nicht angängig, man fürchtete den Spott der Protestanten, ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt. Chiniquy, kühn wie er war, trug einigemale die Hostie mit der gewohnten Feierlichkeit durch die Stadt. Der Pfarrer Tetu suchte ihn „von seiner Einfalt" abzubringen, aber seine Gründe verfingen bei dem jungen glaubenseifrigen Priester nicht. Da schlug Herr Tetu vor, die Sache gemeinsam dem Bischof zu unterbreiten, um dann nach seinem Rat zu verfahren. Chiniquy berührte es peinlich, als dieser hohe Herr leichthin sagte, mit Rücksicht auf die Protestanten, die einem überall begegneten, sei es wohl besser, der Herrgott schreite incognito durch die Straßen der Stadt. „Aber wie soll ich ihn mit mir führen?" fragte Chiniquy. „Stoß ihn in die Westentasche, wie die übrigen Priester auch!" rief der Bischof lachend, „mach dir deshalb keine Skrupel; du mußt nicht besser sein wollen, als deine Brüder. Wir sind nun einmal hier die Unterjochten und die protestantischen Engländer sind die Herren im Lande. Wären wir die Herren, so würden uns die Gesetze unserer heiligen Kirche das Recht geben, jene Elenden mit Gefängnis, ja mit dem Tode zu bestrafen, die sich erlauben, die Geheimnisse unserer Religion zu verspotten. Nun aber haben wir nicht die Macht, um unser Recht zu gebrauchen." Chiniquy fragte darauf: „Was aber soll ich tun, wenn ich mit meinem ‚Gott in der Westentasche', durch die Straßen gehe und es begegnet mir ein Freund, der mit mir sprechen und scherzen will?" Der Bischof gab lachend zur Antwort: „Da mußt du ihm sagen, du hättest es eilig und mußt so schnell wie möglich weitergehen. Kannst du es aber

nicht vermeiden, nun dann scherz und schwatz mit ihm. Die Hauptsache ist, daß niemand merkt, daß wir unsern Gott incognito durch die Straßen tragen, denn das könnte den Glauben unseres Volkes erschüttern, da ja die Leute viel mehr durch die äußeren Zeremonien, als durch irgend etwas anderes bei der Kirche gehalten werden."

15. Kleine und große bischöfliche Pläne

Wir erzählten von der unheiligen Priesterversammlung in der Mary-Universität zu Chikago, die in eine wüste Sauforgie ausgeartet war. Dazu haben wir nachzutragen, daß der eigentliche Zweck dieser „Geistlichen Retraite" erst am Ende zum Vorschein kam:

„Am letzten Tag unserer priesterlichen Zusammenkunft wurden wir alle in die große Halle der Universität bestellt. Hier teilte der Bischof uns mit, daß er gesonnen sei, einen bischöflichen Palast zu bauen, der geeignet wäre, das Ansehen der römisch-katholischen Kirche im Staate Illinois zu fördern. Die Kosten veranschlagte er auf hunderttausend Dollars. Es wurde nun eine Subscriptionsliste ausgelegt und in Zeit von wenigen Minuten hatten die berufenen Priester einen Grundstock von siebentausend Dollars gezeichnet. Damit war der Bischof vorläufig zufrieden; wir erhielten seinen Segen und konnten gehen ..." Wenn nun Chiniquy diesen Plan bemängelt und ihn für eine (damals) so junge und arme Diözese jedenfalls für übertrieben hielt, so sind wir ausnahmsweise nicht völlig mit ihm einverstanden, denn wir sehen ein, daß der von Chiniquy beschriebene bisherige „Palast" weder ein solcher war, noch der repräsentativen Stellung eines römischen Bischofs entsprach. Chiniquy war im Jahre 1851 zum Bischof nach Chikago berufen worden, um in einen andern großartigen Plan, über den wir gleich sprechen werden, eingeweiht zu werden. Die Schilderung seiner Reise trägt etwas von dem grimmigen Humor des wilden Westens an sich: „Von Detroit fuhr ich nach Chikago. Die Reise dorthin war damals, im Juni 1851, noch nicht so angenehm wie heute. Die Michigan-Zentralbahn reichte erst bis Neu-Buffalo. Von dort fuhr man per Dampfschiff über den Michigansee, wo wir in einer stürmischen Nacht beinahe ums Leben gekommen wären.

Am Morgen des 15. Juni stieg ich bei Chikago ans Land. Ein zerbrochener Dampfschiffsteg bildete damals die Station dieser nunmehrigen Hauptstadt des Westens. Die Straßen,

die ich passieren mußte, um den bischöflichen Palast zu erreichen, befanden sich in einem unbeschreiblichen Zustande: hier und da war ein Brett quer über die Straße gelegt, damit man nicht geradezu in dem Morast stecken blieb. Wer das Chikago von heute sieht, kann sich kaum vorstellen, wie es dort vor noch nicht fünfzig Jahren war, als diese Stadt nicht mehr als dreißigtausend Einwohner zählte. Der ganze Staat Illinois hatte ja damals nicht mehr als zweihunderttausend Einwohner; jetzt wohnen in Chikago allein anderthalb Millionen Menschen (1884).

Als ich in die Baracke trat, die mir als bischöflicher Palast bezeichnet wurde, traute ich meinen Augen nicht. Die Bretter (Dielen) des Fußbodens schwammen buchstäblich in Wasser; es war eine Kunst, während des Mittagessens seine Füße trocken zu halten ..." Das also war der Palast, und Chiniquy, der den geplanten Neubau bemängelte, tat dies wohl mehr im Hinblick auf den Mann, der in dem neuzuerbauenden Hause wohnen sollte, den Ehrgeiz, Prunksucht und Hochmut antrieben. „Und doch", so schreibt Chiniquy, „fühlte ich mich in dem armseligen Hause des freundlichen und höflichen Bischofs Vandevelde wohler, als später in dem Marmorpalast, den sein hochmütiger Nachfolger erbaute."

Dieser hieß O'Regan und ist eine solche Blüte römischen Pfaffentums, daß wir uns mit ihm eingehender in einem der nächsten Kapitel befassen müssen. Zu den Plänen, die im bischöflichen Palast zu Chikago ausgebrütet wurden, gehörte der einer großzügigen Kolonisierung im Staate Illinois. Da an diesem Plane ein lehrreiches Stück Katholischer Aktion sichtbar wird, wollen wir von Chiniquy hören, welche Gründe und Erwartungen der damalige Bischof von Chikago, Herr Vandevelde, hegte: „Die Pläne des Bischofs waren in der Tat großartig zu nennen. Er wollte das ganze prächtige und fruchtbare Mississippital mit katholischen Gemeinden durchsetzen, um dort die römische Kirche zur herrschenden zu machen. Dann, so rechnete er, wenn dieser reichste Teil der Vereinigten Staaten in den Händen der Katholiken sei, könnten sie vermöge ihres Reichtums, zu dem sie dort bestimmt gelangen müßten, einen dominierenden Einfluß in der großen nordamerikanischen Republik überhaupt erlangen."

Für den Pater Chiniquy war dieser Plan besonders bedeutungsvoll, weil er dazu ausersehen worden war, für einen großen Teil des Gebietes den Kolonisator zu spielen. Daß dieser Auftrag, den er zur Zufriedenheit löste, ihm die Trennung von der Romkirche einmal erleichtern würde, konnte er damals noch nicht ahnen. Wir werden es noch sehen.

16. Neid, Eifersucht, Intrigen – statt christlicher Liebe

Chiniquy hatte die Propaganda für Illinois, beziehungsweise für die Auswanderung dorthin selber in die Hand genommen, indem er einen an seine kanadischen Landsleute gerichteten zündenden Aufsatz in die Zeitungen lanzierte. Dieser Aufsatz hatte eine unerwartete Folge: „In Zeit von wenigen Tagen nach seinem Erscheinen sank der Preis der Farmen in Kanada um die Hälfte, weil in manchen Gemeinden jedermann verkaufen wollte, um nach dem gelobten Lande auszuwandern. Zum Glück fanden sich keine Käufer, wir hätten sonst einen ‚Auszug aus Ägypten' erlebt, der Kanada ruiniert hätte ..." War nun der Bischof von Montreal in Kanada, Lord Bourget, der damals Chiniquys Vorgesetzter war, ein größerer kanadischer Patriot als selbstloser Kirchenmann, oder hatte er als Grundbesitzer am bleibenden Wert des kanadischen Grund und Bodens ein persönliches, geschäftliches Interesse, oder spielten Neid und Eifersucht gegen den findigen Kollegen von Chikago mit — genug: der Bischof von Montreal war gegen den großen Siedlungsplan. Er kanzelte Chiniquy wegen seines Aufsatzes und wegen seiner Absicht, die Kolonisation selber in die Hand nehmen zu wollen, gehörig herunter: „Sehen Sie denn nicht ein, daß Ihr landesverräterischer Aufsatz zur Folge haben muß, daß unsere blühendsten Pfarreien von ihren Bewohnern verlassen werden?" Aber schließlich fand er sich doch damit ab und schien sogar froh, den unruhigen Pater Chiniquy, der immer irgendwie reformieren wollte, auf anständige Weise loszuwerden. Wir erzählten ja bereits früher, wie der Bischof Bourget von Montreal den kleinen Pater veranlassen wollte, eine Madame Chenier zum Eintritt ins Kloster zu bewegen, damit ihr beträchtliches Vermögen der Kirche zufalle; wir erzählten, wie Chiniquy dieses Ansinnen zurückgewiesen hatte und wie der Bischof sich dafür durch eine ziemlich unsaubere Intrigue gegen Chiniquy zu rächen versucht hatte. Diese Intrigue war mit Hilfe des deutschen Jesuitenpaters Schneider, Rektor des Kollegiums von Montreal, zerrissen worden, und Lord Bourget, der dadurch ziemlich bloßgestellt war, mußte die Absetzung Chiniquys zurücknehmen und hielt es nach allem diesem für geraten, denselben mit Segen und Geschenken nach Chikago zu entlassen.

In Chikago erhielt Chiniquy von dem Bischof Vandevelde Vollmachten und Anweisungen und machte sich auf, den Siedlungsplatz im Mississippitale ausfindig zu machen.

„In drei Tagereisen gelangte ich von Chikago durch die Prärien nach Bourbonnais, einer Kolonie, die von französischen Kanadiern begründet worden war. Hier herrschte der Priester Courgeault." Als dieser von des Paters Kolonisationsaufträgen erfuhr, erfüllten Neid und Eifersucht sein Herz, so daß er, statt als Priester der einen großen Kirche Chiniquys schwere Aufgabe zu unterstützen, diesem im Bunde mit dem Chikagoer Priester Lebel allerlei Schwierigkeiten bereitete. Aber der Pater ließ sich nicht beirren; als ein wahrer Pionier arbeitete er sich mit wenigen Leuten durch die endlose Prärie, „die sich gleich einem Ozean vor uns ausdehnte", und fand schließlich eine hochgelegene, zur Ansiedlung bestens geeignete Stelle, die Wasser und gutes Klima darbot.

„Zehn Tage nachdem ich mein Zelt dort aufgerichtet hatte, lagerten sich bereits fünfzig kanadische Familien um dasselbe herum, an dem hübschen Gelände, wo jetzt die Ortschaft St. Anna steht." Es ist ungemein reizvoll, den Schilderungen Chiniquys über das Werden und Wachsen dieser Kolonie zu folgen, wir müssen aber hier des Raumes wegen darauf verzichten. Für diese Vorgeschichte der nun folgenden Schilderung der unglaublichsten Niederträchtigkeiten und Verbrechen römischer Priester genüge der Hinweis darauf, daß man ein halbes Jahr nach Gründung der Kolonie St. Anna bereits eine kleine Kirche einweihen konnte, die, aus Holz erbaut, gleichzeitig in ihrem oberen Stockwerk Schulräume und in ihrem unteren die Wohnräume Chiniquys barg. Diese Kirche sollte im April 1852 durch den Bischof von Chikago eingeweiht werden.

17. Skandal in Bourbonnais

Im Abschnitt 10 („Auch der Bischof von Chikago trank gern einen guten Tropfen") haben wir bereits kurz berichtet, daß in der Kirche von Bourbonnais ein Brand ausgebrochen war, als dessen Urheber der Bischof die beiden Priester Courgeault und Lebel festgestellt hatte. Dieser als Racheakt geschehenen Untat ging ein Vorspiel vorauf. Kurz vor seiner Abreise, nach der Einweihung der Kirche in St. Anna, forderte der Bischof von Chikago den Priester Chiniquy auf, ihn nach Bourbonnais zu begleiten, wo er im Beisein des dortigen Priesters Cour-

geault etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen habe. Nach dem im Hause Courgeaults abgehaltenen Mittagsmahl legte der Bischof Vandevelde dem Pater eine Anzahl kanadische Zeitungen vor, in welchen ehrenrührige Aufsätze über den Chikagoer Bischof enthalten waren, die das Signum R. L. C. trugen. „Herr Chiniquy, warum haben Sie solche beleidigenden Aufsätze gegen mich geschrieben?" fragte der Bischof. „Ich soll diese Aufsätze geschrieben haben? Gelesen habe ich sie und mit dem größten Unwillen. Nie würde es mir einfallen, etwas derartig Perfides gegen einen anderen zu schreiben." „Dann können Sie mir vielleicht sagen, wer es getan haben soll?" „Wollen Euer Gnaden diese Frage nicht einmal an Herrn Courgeault richten?" Der Bischof faßte jetzt seinen Gastgeber fest ins Auge und auch Chiniquy sah ihn scharf an. Courgeault erbleichte, Schweiß trat auf seine Stirn ... Der Bischof war nun nicht mehr im Zweifel, daß Courgeault der Schuldige sei und voller Verachtung rief er ihm zu: „Sie Elender! Sie selber sind der Verfasser dieser Gemeinheiten und dabei haben Sie mir zweimal Herrn Chiniquy als den Urheber denunziert. Sie scheinen von einem wahrhaft teuflischen Haß gegen Ihren Kollegen erfüllt zu sein. Wie ist es möglich, daß ein Priester sich so zum Werkzeuge Satans machen kann? Die geringste Strafe für Sie ist die Ausstoßung aus der Diözese. Ich werde überdies dafür sorgen, daß Sie in ganz Amerika nirgends mehr eine Anstellung finden sollen." Als der Priester das hörte, fiel er vor mir auf die Kniee nieder, faßte meine Hände, benetzte sie mit seinen Tränen und sagte: „Lieber Herr Chiniquy, ich sehe wohl ein, daß ich gegen Sie und den hochwürdigsten Bischof ein großes Unrecht begangen habe. Aber verzeihen Sie mir um unseres Heilandes willen. Sie sollen in Zukunft an mir den besten Freund haben. Und Ihnen, mein gnädiger Herr", sagte er, zum Bischof gewandt, „bitte vergeben auch Sie mir. Ich werde in Zukunft Ihr ergebener und gehorsamer Diener sein." Wer hätte sich beim Anblick des reumütigen Sünders der Tränen enthalten können?" Chiniquy und der Bischof sprachen nun ihr Verzeihen aus und alles schien in schönster Ordnung. Aber das dickste Ende kam noch nach:

„Ich verrichtete meine Andacht im Pfarrhausgarten. Als ich eben damit zuende war, sah ich Pfarrer Courgeault von der Kirche her auf mich zukommen. Er schwankte. Er machte ein paar Schritte und blieb dann wieder stehen; endlich kam er auf mich zu, nahm mich bei der Hand, wollte etwas sagen, konnte aber nicht. Tränen erstickten seine Stimme. Ich suchte ihn zu trösten. Endlich faßte er sich und sprach: „Mein lieber Chiniquy, ich muß Ihnen noch etwas anderes bekennen. Seit mehr

als einem Jahr habe ich ein Verhältnis mit der Tochter meines Küsters und sie hat mir soeben mitgeteilt, daß sich demnächst die Folgen zeigen werden. Sie verlangt 500 Dollars Entschädigung von mir. Wenn ich nicht bezahle, droht sie mich beim Bischof anzuzeigen. Wäre es nicht das Beste, ich würde noch diese Nacht entfliehen und mich nach Frankreich einschiffen?" Ich war erschüttert ob diesen neuen Enthüllungen. Zwar dauerte mich der unglückselige Mensch, aber seine Heuchelei, mit welcher er solange den Mantel der Frömmigkeit über sein unsauberes Leben zu decken gewußt hatte, erfüllte mich mit Ekel. Er hatte sich mit einem solchen Schein moralischer Strenge zu umgeben gewußt, daß manche seiner Pfarrkinder ihn fast wie einen Heiligen verehrten." Chiniquy riet ihm, sich dem Bischof anzuvertrauen. Nach einer halbstündigen vertraulichen Unterredung kam der Bischof mit rotgeweinten Augen zu Chiniquy und klagte beweglich über den fürchterlichen Skandal, den Courgeault verursachen würde. Chiniquy lehnte irgend einen Rat in dieser Sache ab und der Bischof entschied, daß, da nach Courgeaults Versicherung niemand in der Gemeinde den leisesten Verdacht auf ihn habe, dieser Priester auf seinem Posten bleiben solle, „die Person" dagegen in ein „für solche Fälle" bereitstehendes Asyl geschickt werden solle, damit ihre Niederkunft kein Aufsehen errege. Zu allem Überfluß pumpte der Bischof den Priester Chiniquy auch noch um hundert Dollar an, die er dem Priester für den gedachten Zweck aushändigen wollte. Am Ende einigte man sich darauf, daß der Bischof einen Wechsel auf eine Bank in Chikago ausstellen sollte, den Chiniquy mit seiner Unterschrift zu versehen hatte.

Der Pater kehrte darauf nach St. Anna zurück. Er erzählt weiter: „Fünf Tage später erschienen vier Abgeordnete der Gemeinde Bourbonnais bei mir und erklärten, daß sie ihren bisherigen Priester Courgeault unmöglich behalten könnten, er habe sich bei der Abreise der Küsterstochter so auffallend benommen, daß der längst gehegte Verdacht der Gemeindeglieder bestätigt sei. Sie baten mich, zu kommen und den Pfarrer zur gutwilligen Abdankung zu veranlassen, andernfalls er der Gewalt weichen müsse." Wirklich gelang es den vereinten Vorstellungen, Courgeault zur Abreise nach Chikago zu bewegen. Den Gottesdienst in Bourbonnais besorgte nun auf Wunsch der Leute zunächst Chiniquy. Eines Abends, am Schluß der Andacht, erscheint zum allgemeinen Entsetzen der vertriebene Priester Courgeault. „Frech lachend, als ob nichts geschehen wäre, schreitet er durch die ganze Kirche auf mich zu." Um einen Auftritt zu vermeiden, eilt Chiniquy ins Pfarrhaus hinüber; Courgeault folgt, erklärt, er sei auf den Rat

des Bischofs zurückgekehrt, um seinen Posten wieder einzunehmen. Es sei garnicht wahr, daß sein Vergehen in der Gemeinde bekannt sei, Chiniquy hätte ihm das vorgelogen, um sich selber den Pfarrerposten in Bourbonnais zu verschaffen. ‚Gut', sagte ich, ‚wenn der Bischof Sie geschickt hat, bin ich zufrieden, in meine eigene Gemeinde zurückkehren zu können'."

Aber am Montag erschienen wieder die vier Abgeordneten von Bourbonnais und teilten Chiniquy mit, daß sie ihren Pfarrer nun für immer losgeworden seien. Man habe Courgeault am Sonntag bei gutem Kirchenbesuch seine Messe lesen lassen, als er aber auf die Kanzel gestiegen sei, seien alle aufgestanden und hätten fluchtartig die Kirche verlassen. Hierauf habe er eingesehen, daß seine Rückkehr nicht erwünscht sei und sei noch in derselben Nacht verschwunden ... Das Ergebnis dieser Affaire, wie es Chiniquy zieht, wollen wir dem Leser nicht vorenthalten: „Die Leute fingen an, Zweifel an der Richtigkeit der kirchlichen Institutionen zu äußern. Man fragte mich, ob denn Jesus den Priestern wirklich die Ehelosigkeit geboten habe, in deren Folge derartige Skandale vorkämen?" Chiniquy verwies sie auf 1. Korinther 9,5 (gemeint ist wohl 1. Korinther 7,5 und folgend).

18. Geistliche Brandstifter

Der flüchtige Priester Courgeault war, wie Bischof Vandevelde schrieb, zunächst nach Chikago gekommen, sei aber von ihm nach Frankreich abgeschoben worden und er, der Bischof, sei jetzt genötigt, der Tochter des Küsters die fünfhundert Dollar Entschädigung auszuzahlen, um eine öffentliche Behandlung des Skandals von Bourbonnais zu vermeiden. „Leider ist Ihnen in der Person des Priesters Lebel hier in Chikago ein neuer Feind erstanden", so schrieb Vandevelde an Chiniquy. Lebel hatte an den früheren Vorgesetzten Chiniquys, den Bischof von Montreal, einen Brief geschrieben, in welchem allerlei verleumderische Behauptungen über das kirchliche Kolonisationswerk in St. Anna ausgesprochen waren. Bischof Bourget von Montreal hatte diesen Brief mit Wonne an kanadische Zeitungen weitergegeben, und so konnte man unter gütiger Mitwirkung redaktioneller Phantasie lesen, daß viele nach Illinois ausgewanderte Kolonisten den Bissen von Klapperschlangen erlegen seien, daß unerschwingliche Steuern dort üblich seien, und dergleichen. Ein Schauspiel für Götter, wie die obersten Hirten der „einen Kirche" sich mit allen Mitteln

raffinierter Stimmungsmache befehdeten! Nach Chiniquys Versicherungen vermochte dieser Kleinkrieg jedoch seinem Kolonisationswerk keinen Abbruch zu tun:

„In den folgenden sechs Monaten langten mehr denn fünfhundert Familien aus Frankreich, Belgien und Kanada bei uns an." Jedoch wurde diese Freude dadurch getrübt, daß bekannt wurde, der frühere Priester Courgeault treibe sich in der Nachbarschaft herum, nichts Gutes im Schilde führend. Er war schon nach einem einmonatigen Aufenthalt in Frankreich von dort wieder zurückgekommen. Chiniquy erhielt von ihm einen Brief, in welchem dieser Verbrecher mit der „unauslöschlichen Priesterweihe" drohte, die noch unvollendete Kirche in Bourbonnais in Flammen aufgehen zu lassen. Chiniquy selber werde es mit seinem Leben büßen, wenn er weiter als Nebenamt die Seelsorge dort ausübe. Der Bischof, dem dieser Brief seines früheren Priesters zugesandt wurde, sprach die Befürchtung aus, daß Courgeault mit Lebel sich verschworen haben könnte, die Kirche von Bourbonnais einzuäschern. Es wäre wohl das Richtige, das Gebäude zu versichern. Seine diesbezüglichen Bemühungen in Chikago seien zurückgewiesen worden, mit der Begründung, die Kirche sei noch unvollendet; Lebel habe wohl hier seine Hand im Spiele. Man beeilte sich nun, den Bau zu vollenden, es gelang in überraschend kurzer Zeit. An einem Sonnabend spät Abends war alles fertig, die Versicherung sollte am Montag abgeschlossen werden. Aber am Sonntag, nach dem Vormittags-Gottesdienst, brach plötzlich in der Kirche Feuer aus, es hatte an verschiedenen Stellen zugleich zu brennen angefangen, so daß nichts zu retten war; in wenigen Stunden war das hölzerne Gebäude ein Aschenhaufen. Die angestellte Untersuchung ergab Brandstiftung, und Lebel und Courgeault wurden als die Anstifter ermittelt. Letzterer hatte Unterschlupf in einem Trappistenkloster gefunden.

Das durftige Nachspiel, welches Bischof Vandevelde nach dieser Branduntersuchung im Pfarrhause zu Bourbonnais gegeben hatte, haben wir schon im Abschnitt 10 geschildert.

19. Weitere Blüten kanadischen Priestertums

Dem Bischof Vandevelde war sein gegenüber Chiniquy geäußerter Wunsch, aus einer Diözese, in der die meisten Priester Trunkenbolde oder Konkubinisten waren, zu verschwinden, vom Papste erfüllt worden: er hatte eine andere Diözese im Staate Louisiana bekommen. Sein Nachfolger, der Irländer O'Regan,

hatte nichts Eiligeres zu tun, als gegen seinen Vorgänger einen Prozeß anzustrengen, weil Vandevelde aus der Bistumskasse hunderttausend Dollar gestohlen habe ... Der Prozeß, der von zwei geriebenen Advokaten geführt wurde, machte großes Aufsehen in den Vereinigten Staaten und brachte die Kirche in nicht geringen Mißkredit. Der Papst forderte die streitenden Hirten schließlich vor sein Tribunal und entschied, daß die hunderttausend Dollar, die Vandevelde tatsächlich nach Natchez mitgenommen hatte, unter die beiden Bischöfe redlich geteilt würden ...

Bischof O'Regan erwies sich als ein außerordentlich geschäftstüchtiger und gewissenloser Mann, seine Habsucht kannte keine Grenzen. Zunächst verlangte er die Umschreibung eines Kauftitels auf elf Morgen Land, die von Chiniquy für den Bau einer Kapelle in St. Anna erworben worden waren, auf seinen eigenen (des Bischofs) Namen, statt auf den der Gemeinde. Bei der Besetzung der Pfarrstellen hatte Bischof O'Regan, wie es schien, keine gute Hand. Nach Bourbonnais sandte er einen sittlich belasteten Priester, den die Gemeinde bald fortjagte, wie seinerzeit Courgeault. Nun erschien der übel berüchtigte Lebel in Bourbonnais; es war bekannt, daß dieser Priester sich in Chikago durch ein Vergehen mit seiner eigenen Nichte unmöglich gemacht hatte. Lebel blieb ebenfalls nicht lange bei den sittenstrengen Bourbonnaisern, Bischof O'Regan, der es mit der Lebensführung seiner Priester keineswegs sehr genau nahm, sah sich veranlaßt, Lebel wegen Trunksucht und anderer Laster abzusetzen. „Um dieselbe Zeit machte O'Regan einen belgischen Priester zum Pfarrer der benachbarten Kolonie Kankakee. Derselbe war aus Belgien wegen groben Ärgernisses vertrieben worden und hatte dann in Chikago mehrere Jahre hindurch ein ‚schlechtes Haus' gehalten, durch welches er sich ein Vermögen erwarb. Als er dieser Beschäftigung am Ende überdrüssig geworden war, wandte er sich an den Bischof O'Regan mit der Bitte, ihm eine Pfarrei zu geben, wofür er dem gnädigen Herrn fünftausend Dollar Trinkgeld bot. Da dieser sich gerade in Geldverlegenheit befand, nahm er die verlockende Offerte an und sandte den gewesenen Bordellbesitzer als Missionar nach Kankakee."

Diese beiden „Gentlemen", Lebel und Carthuval, statteten Chiniquy einen ihm recht unliebsamen Besuch ab. „Nach Tisch gingen sie auf die Jagd nach Präriehühnern und betranken sich bei dieser Gelegenheit so, daß Lebel einen seiner Schuhe in einem Sumpf zurücklassen mußte und barfuß zurückkam, ohne es zu merken. Ich half ihnen dann in ihren Wagen und schrieb ihnen am nächsten Tage, sie sollten sich hüten, je wieder mein

Haus zu betreten. Zu meinem Erstaunen erhielt ich dann einen Brief vom Bischof, der folgendermaßen endigte: „Zu meinem Bedauern höre ich, daß Sie in keinem guten Einvernehmen mit den beiden benachbarten Priestern stehen. Das sollte nicht so sein. Ich hoffe, bald zu hören, daß Sie sich mit denselben versöhnt haben' ..."

Chiniquy antwortete darauf, bei solchen Kollegen, von denen der eine öffentlich mit seiner Nichte lebte, als wäre sie sein Weib, der andere aber ein öffentliches Haus in Chikago gehalten habe, sei es ihm unmöglich, dem Wunsch des Herrn Bischofs zu willfahren. Dieser fühlte sich dadurch beleidigt und erklärte andern gegenüber höchst aufgebracht, er würde viel darum geben, wenn er diesen widerborstigen Chiniquy los werden könnte. Ein Güterspekulant, der sich durch Chiniquys Eintreten für seine Landsleute in seinen Manipulationen geschädigt fühlte, erbot sich, den frommen Wunsch des Bischofs zu erfüllen, wenn dieser nur die Gerichtskosten bezahlen wolle. Dieser Gauner, namens Spink, hängte nun dem Pater mehrere Prozesse an, um ihn ins Gefängnis zu bringen oder, wenn möglich, ihn für immer unschädlich zu machen.

Nach einiger Zeit erschien der Bischof höchstselber mit den beiden priesterlichen Perlen und zwar sollten die beiden Trunkenbolde bei der Firmung assistieren. Das war nicht nur für Chiniquy, sondern für die Gemeinde St. Anna, die das anstößige Leben der beiden kannte, eine schwere Herausforderung. Chiniquy versuchte dies dem Bischof in einer privaten Unterredung klar zu machen, aber der Bischof wies alle seine Vorstellungen zurück, verwies Chiniquy auf die christliche Liebe und das Verzeihen begangener Fehler und erklärte am Ende: „Ich muß wissen, was für Priester ich anzustellen habe; es geht Sie nichts an." Chiniquy mußte sich fügen.

„Wir gingen ins Speisezimmer. Der Bischof sprach das Tischgebet. ‚Sind Sie nicht wohl?' fragte er den Priester Carthuval, der ihm gegenübersaß. ‚Nein, nicht recht, ich würde am liebsten zu Bett gehen.' Er war wirklich unwohl — denn er hatte sich betrunken. Während des Gottesdienstes war er aus dem Kapellensaal in die darunter liegende Wohnung gegangen und hatte meiner Haushälterin die Weinflasche abgefordert, in welcher der für Messe und Abendmahl bestimmte Wein aufbewahrt wurde. Sie hatte geglaubt, man brauche den Wein in der Kirche, und ihn dem Priester ausgehändigt. Er trank die Flasche vor ihren Augen aus und kehrte dann in den Beetsaal zurück, um dem Bischof bei der Firmung der hundertfünfzig Personen behilflich zu sein, die ich auf diese heilige Handlung vorbereitet hatte." So Chiniquy.

20. Vom Bischof zum Bankier

Bischof O'Regan, der Nachfolger Vandeveldes in Chikago, hatte nicht nur von Chiniquy verlangt, daß der Grund und Boden der Gemeinde St. Anna, auf welcher dieser eine Kapelle errichten wollte und das Grundstück, auf welchem das Pfarrhaus Chiniquys, das dessen persönliches, aus eigenen Mitteln erworbenes Eigentum war, ihm, dem Bischof persönlich zu übereignen sei, er hatte auch den deutschen Katholiken Chikagos ein Grundstück abgenommen, das diesen zum Bau einer Kirche geschenkt worden war; er hatte dieses Grundstück für vierzigtausend Dollars weiterverkauft und den Erlös in seine Tasche gesteckt. Die französisch-kanadische Gemeinde in Chikago beschuldigte ihren Bischof, ihr kostbare Meßgewänder gestohlen zu haben. Das alles berichteten die Zeitungen und noch mehr: seine Geldgier sei so groß, daß er sogar die geweihte Erde des Kirchhofs mitsamt den Totengebeinen verkaufe, um Geld daraus zu machen. Chiniquy beschloß, bei dem Bischof wegen dieser Gerüchte vorstellig zu werden, sich aber vorerst nach dem genauen Sachverhalt zu erkundigen. Er begab sich zum Friedhof und stellte fest, daß ihm begegnende Sandkarren tatsächlich Sand enthielten, in denen die Knochen von katholischen Gläubigen enthalten waren. Daß der Sand zum Verkauf weggeschafft wurde, bezeugten die Fuhrleute. Den wirkungsvollen, zugespitzten Dialog zwischen dem Pater und seinem Bischof müssen wir uns hier schenken. Genug, der Bischof verbat sich jede Einmischung seines Untergebenen in seine Angelegenheiten und behauptete, alles Kircheneigentum gehöre dem Bischof, und Chiniquy sei wohl der Anstifter all der Gerüchte, wie ihm, dem Bischof, jener Bodenspekulant Spink erzählt habe; Chiniquy werde das Weitere schon erfahren. „Der Bischof hielt sein Versprechen, ich hörte bald wieder von ihm, nämlich als sein Agent, Peter Spink, mich zum zweitenmal unter falscher Anklage verhaften und vor die Kriminalkammer von Kankakee zitieren ließ. Mein gnädiger Herr O'Regan wollte mich nämlich mit dem Interdikt belegen; er vermochte jedoch weder in meinem Lebenswandel noch in meiner Amtsführung irgend etwas Anstößiges zu finden; so bediente er sich des Güterspekulanten, um zu einem gerichtlichen Urteil zu gelangen, auf Grund dessen das Interdikt zu recht-

fertigen sei.“ Chiniquy wurde freigesprochen. Aber Spink appellierte an das Obergericht zu Urbana und ließ dort eine große Reihe falscher Zeugen aufmarschieren, die die unglaublichsten Anschuldigungen gegen Chiniquy erheben sollten. Unter ihnen der trunksüchtige Priester Lebel und der Schurke Carthuval. Lebel war vorher vom Bischof bestellt worden. Chiniquy wurde durch einen Unbekannten, der sich als Katholik bezeichnete und seine Empörung über das skandalöse Betragen O’Regans geäußert hatte, an den Advokaten Abraham Lincoln gewiesen, der denn auch die Verteidigung übernahm. Das Bild, das Chiniquy von diesem späteren berühmten Präsidenten der Vereinigten Staaten entwirft, ist menschlich überaus anziehend. Die Sache stand anfangs für Chiniquy schlecht, bis es Lincoln mit Hilfe einer Entlastungszeugin und etwa fünfzehn andern Leumundszeugen gelang, das Lügengewebe des Priesters Lebel und des Spekulanten Spink zu zerreißen. Lebel und Carthuval entflohen in der Nacht vor der entscheidenden Hauptverhandlung, die Chiniquy unter Umständen ein Todesurteil hätte bringen können, und entgingen durch ihre Flucht ihrer sicheren Lynchung bei Bekanntwerden des freisprechenden Urteils. Spink zog seine Klage zurück. „Er war ein gestrafter Mann, der Prozeß ruinierte ihn. Denn als er zum Bischof O’Regan kam, um von ihm die versprochene Entschädigung zu empfangen für die hohen Kosten, die ihm der Prozeß verursacht hatte, erklärte ihm dieser kalt: ‚Ich habe versprochen, Sie schadlos zu halten, wenn es Ihnen gelänge, mir Chiniquy vom Halse zu schaffen; das ist Ihnen nicht gelungen, also bin ich Ihnen nichts schuldig‘.“

Bischof O’Regan, welchen seine bischöflichen Kollegen in Amerika zwar wegen seines skandalösen Verhaltens verabscheuten, fand doch deren Unterstützung, als es sich darum handelte, einen rebellierenden Priester kirre zu machen; denn bekanntlich hackt eine Krähe der andern nicht die Augen aus. O’Regan hatte Chiniquy exkommuniziert, aber sowohl dieser, als auch seine Gemeinde machten sich aus diesem Edikt des Bischofs herzlich wenig, Chiniquy amtierte weiter in seiner Kolonie St. Anna. Nun sandten die Bischöfe von Kanada zwei Priester an Chiniquy, um diesen zur Unterwerfung zu bewegen, aber der Pater konnte ihnen beweisen, daß die Exkommunikationsurkunde nicht einmal vom Bischof O’Regan unterzeichnet war, sondern eine von Kinderhand gefertigte, gefälschte Unterschrift aufwies. Die bestürzten Abgesandten zogen sich darauf zurück und so endigte diese Exkommunikationskomödie, die natürlich die Achtung der Leute von St. Anna usw. vor ihren kirchlichen Autoritäten nicht heben konnte.

Die Geschäftstüchtigkeit des Bischofs O'Regan fiel, wie gesagt, sogar seinen Kollegen auf die Nerven und der Erzbischof Kenrick von St. Louis gab Chiniquy sogar den Rat, sich an den Papst zu wenden, er selber würde die Sache unterstützen; er sagte: „Wenn Ihre lobenswerten Bemühungen von Erfolg gekrönt werden, so werden Sie sich um die Kirche sehr verdient machen; denn dieser unwürdige Würdenträger ist schuld daran, daß unsere heilige Religion in den Vereinigten Staaten alles Ansehen verliert und zu einem Gegenstand der Verachtung wird." Der unmittelbare Anlaß zu dieser Stellungnahme des Erzbischofs war folgender Vorfall: „Vor dem Osterfest 1856 ging mir das Salböl aus, dessen der katholische Priester zur Vornahme der ‚letzten Ölung' und des sogenannten Chrisma bei der Taufe bedarf. Ich schickte deshalb mein silbernes Ölfläschchen durch einen Kaufmann aus meiner Gemeinde an den Bischof nach Chikago mit der Bitte, es füllen zu wollen; denn dieses heilige Öl muß von den Bischöfen bezogen werden. Er schickte mir das Fläschchen leer zurück mit einem groben Briefe, weil ich ihm die fünf Dollars nicht beigelegt hatte, die er für das Öl verlangte, das einen Wert von kaum drei Cents hatte." Dieses Fläschchen, nebst dem schönen Brief übersandte Chiniquy dem Erzbischof von St. Louis.

Der Bischof O'Regan trieb es so toll, daß er auf eine Eingabe Chiniquys an den Papst Pius IX. und an Napoleon III., welcher damals großen Einfluß auf Rom hatte, vor seinen höchsten Vorgesetzten zitiert wurde, während der Papst den Kardinal Ridini nach Amerika schickte, um den Fall zu untersuchen. Diese Untersuchungen fielen so aus, daß O'Regan abgesetzt wurde und eine Diözese in Illinois erhielt, „die seit eintausendzweihundert Jahren nur noch dem Namen nach existierte, wo er also nichts verderben konnte." Er zog es jedoch vor, sein neues „Amt" garnicht erst anzutreten, sondern mit den verschiedenen Hunderttausenden von Dollars, die er in Amerika zusammengegaunert und vorsorglich in Paris angelegt hatte, nach Irland auszuwandern. Hier gründete der smarte Hirte a. D. ein Bankgeschäft.

21. Weltgeschichtliche Auswirkungen des Chiniquy-Prozesses – der Mord an Abraham Lincoln

Als der Advokat Lincoln den Prozeß Chiniquys gewonnen hatte, wurde er von Chiniquy nach den Kosten für die Verteidigung gefragt. Die beiden andern Anwälte hatten jeder

tausend Dollars gefordert. Lincoln lehnte jedes Honorar ab. Er sagte: „Bekäme ich Geld von Ihnen, so würde mir das die Freude verderben, die ich darüber empfinde, daß ich für Sie habe kämpfen dürfen. Ihr Fall ist ein Unikum in meiner Praxis; noch niemals ist mir jemand vorgekommen, der so grausam verfolgt wurde wie Sie und der es doch so wenig verdiente. Ihre Feinde sind wahrhafte Teufel und haben eine wahrhaft höllische Verschwörung gegen Sie in Szene gesetzt." Die frommen Worte, die uns Chiniquy dann von Lincoln noch übermittelt, könnten darauf schließen lassen, daß er lediglich aus christlicher Nächstenliebe gehandelt habe. Indes läßt die geheimnisvolle Vermittlung der Verteidigung durch Lincoln durch einen „Unbekannten", der Chiniquy nach der ersten Verhandlung im Gerichtsgebäude zu Kankakee angesprochen habe, andere Schlüsse zu. Jener „Unbekannte" hatte unter anderem gesagt: „Ich habe Ihren Prozeß von Anfang an verfolgt. Ihre Sache steht schlechter, als Sie es glauben. Ihr Ankläger Spink ist nur das Werkzeug O'Regans ... Das Schlimmste aber ist, daß, wenn man einen Bischof gegen sich hat, man es mit allen verdirbt, sie stecken alle unter einer Decke und helfen einander. Ich rate Ihnen, wenden Sie sich an Abraham Lincoln, wenn der Sie verteidigt, sind Sie eines glücklichen Ausgangs sicher." Lincoln schrieb schließlich, um Chiniquy zu beruhigen, einen Wechsel über fünfzig Dollar aus, Chiniquy wandte ein, daß die Leistung Lincolns wenigstens zweitausend Dollar wert gewesen sei; jedoch Lincoln antwortete: „Geben Sie sich zufrieden, ich werde dafür irgend einen reichen Kauz umsomehr schröpfen." Chiniquy äußerte hierauf gewisse „Ahnungen", die wir wörtlich wiedergeben wollen:

„Mein lieber Herr Lincoln! Meine Freude wird getrübt durch die Angst, die ich Ihretwegen empfinde. *Ich sah unter den Zuhörern ein Dutzend Jesuiten*, die von Chikago und St. Louis hergekommen waren, um sich an meiner Verurteilung zu ergötzen. Als ihnen diese Freude zunichte wurde und sie statt dessen hören mußten, *welches vernichtende Urteil Sie über meine Gegner aussprachen*, da konnte ich in den *Gesichtern* dieser blutgierigen Menschen einen *tödlichen Haß gegen Sie lesen*. Sie wissen selbst, wie viele edle Menschen dem Haß der Jesuiten schon zum Opfer gefallen sind." „Nun", erwiderte Lincoln im Scherztone, indem er den ausgefertigten Honorarwechsel Chiniquy zuschob, „so unterzeichnen Sie jetzt mein Todesurteil!" Dann aber setzte er, ernst werdend, hinzu: „Ich weiß wohl, daß die Jesuiten nichts vergessen. Aber es kommt ja nicht darauf an, wo und wann wir sterben, wenn es nur auf

dem Wege der Ehre geschieht." „Mit diesen Worten verließ mich Abraham Lincoln, den ich erst wiedersah, nachdem er am 4. März 1861 Präsident der Vereinigten Staaten geworden war." (Chiniquy bezeichnet den Tag der Antrittsrede vor dem Parlament als Tag des Beginns seiner Präsidentschaft; in Wirklichkeit erfolgte die Wahl schon am 6. November 1860). Als Chiniquy seinen uneigennützigen Advokaten von einst und dauernden Freund während des Bürgerkrieges besuchte, meinte Lincoln, er habe sichere Beweise dafür in Händen, daß Jefferson Davis sich niemals an die Spitze der südlichen Konföderation gestellt und die Nordstaaten angegriffen hätte, wenn ihm nicht die Jesuiten die Hilfe Frankreichs versprochen gehabt hätten. Der Papst habe offenkundig für die Rebellen Partei ergriffen; er hatte Jefferson Davis „seinen lieben Sohn" genannt und dadurch auch viele Katholiken aus dem Norden zum Anschluß an die südlichen Aufrührer veranlaßt. Ihnen mußte es daraufhin scheinen, als kämpfe Lincoln gegen Papst und Religion. Die Verschwörungen und Attentate gegen sein Leben sind auf diese Vorstellungen zurückzuführen. Am 14. März 1865 fiel Lincoln einem dieser Attentate auch wirklich zum Opfer. Während der Festvorstellung anläßlich der glücklichen Beendigung des Bürgerkrieges drang der Schauspieler John Wiles Booth in Lincolns Loge und feuerte eine Pistole auf ihn ab. Der Mörder konnte sich zunächst durch einen Sprung auf die Bühne retten. Bei der Verfolgung fand man ihn schließlich in der Scheune auf der Farm eines gewissen Garret. Die Scheune wurde in Brand gesteckt und der feige Mörder des Präsidenten erschossen.

Die ruchlose Tat Booths wird allgemein als ein Racheakt eines „fanatischen Südländers" hingestellt. Chiniquy kannte die tieferen Beweggründe, er sah in den Jesuiten die geistigen Urheber des Mordes. Aus den Prozeßakten, so meint er, ginge hervor, daß der Mordplan in dem Hause einer Marry Surrat in der H-Street in Washington ausgeheckt worden war — der Gehilfe des Mörders Booth aber war ein gewisser John Surrat, der 1867 unter Anklage stand. Das Haus der Surrat war das Stelldichein der Jesuiten von Washington. Chiniquy schreibt: „Man müßte allen gesunden Menschenverstandes bar sein, wollte man nicht merken, daß diese Priester, die die persönlichen Freunde und Beichtväter des Booth und seiner Freunde waren, nicht um das Komplott gewußt haben sollten." Übrigens hat der Mörder Booth kurz vor seinem Ende folgende Worte niedergeschrieben: „Ich kann niemals bereuen, was ich getan habe, denn Gott hat mich zu einem Werkzeug (!!) seines Zornes gemacht." Wir können nicht auf alle einzelnen

Beweise Chiniquys eingehen. Bemerkenswert ist aber, daß John Surrat der Mithelfer Booths, sich drei Monate bei dem Jesuitenpater Bouché versteckt hielt, wie dieser selber vor Gericht aussagte, um dann von dem Pater Lapierre nach Montreal in Kanada gebracht zu werden, wo er im bischöflichen Palast verborgen gehalten wurde, bis er über Quebec auf dem Dampfer „Peruvian" nach Europa entweichen konnte. Surrat sei in die neunte päpstliche Zuavenkompanie in Rom unter dem Namen Watson eingereiht worden. Als die amerikanischen Detektive ihm trotzdem auf die Spur kamen, sah sich sein Beschützer, der Heilige Vater, genötigt, ihn auszuliefern. Nach Washington zurückgebracht, machte man ihm den Prozeß. Obwohl die Verhandlung John Surrats Mitschuld klar erwies, wurde er freigesprochen und freigelassen. Auf der Geschworenenbank saßen zwei Jesuiten der „kurzen Robe", ihnen war das Urteil zu verdanken. Übrigens ist sehr auffallend, daß man in einem katholischen Kloster der Stadt St. Joseph in Minnesota am 14. März 1865 bereits vier Stunden vor dem Attentat, abends um 6 Uhr, erzählte, Präsident Lincoln und Staatssekretär Seward seien *soeben* ermordet worden. Wie konnte der Priester, der einem Kaufmann diese Mitteilung in Zeugengegenwart machte, von dem Mord vier Stunden vorher als von einer feststehenden Tatsache sprechen????

22. Verfolgungen, Attentate, Bekehrungsversuche

Nach der geschichtlichen Abschweifung im vorigen Abschnitt kehren wir wieder zu Pater Chiniquys Erlebnissen zurück. Er war inzwischen mit seiner ganzen Gemeinde St. Anna von der Romkirche „abgefallen" und konnte, da seine Leute das kanadische Pfaffentum mit eigenen Augen studiert hatten, auf deren Festigkeit rechnen, als der neue Bischof Duggan den Versuch machte, durch seine persönliche Anwesenheit die „Abtrünnigen" wiederzugewinnen. Chiniquys Geschick, diese früheren Romkatholiken von ihrem Aberglauben zu heilen, war ebenso großartig wie einfach. Wir wollen uns *eine* derartige Episode nicht schenken, weil sie dartut, auf welchen wackligen Füßen der „Glaube" zuweilen steht.

Chiniquy schreibt: „Wie alle römischen Katholiken, so hatte auch ich und meine Gemeinde bisher den Bildern eifrig Verehrung erwiesen. Besondere Verehrung zollten wir einer Statue, die mir einige reiche Freunde von Montreal für unser Gotteshaus gesandt hatten. Sie stellte Maria als Kind dar, wie sie

zu ihrer Mutter, St. Annas, Füßen lesen lernte. Es war ein wirkliches Kunstwerk, hatte uns aber durchaus als Götzenbild gedient, denn wir beteten es eifrig an. Nachdem ich aber mit meiner Gemeinde ein so herrliches Pfingsten erlebt, mußte ich beim Anblick dieses Altarbildes jedesmal erröten. Ich hätte viel darum gegeben, wenn alle Bilder, Statuen, Kreuze mit einemmale verschwunden wären; aber ich wagte nicht, selbst so schnell Hand daran zu legen. Ich fürchtete mich, denen, die noch nicht genügend erleuchtet waren, Ärgernis zu geben." Aber schließlich fand Chiniquy einen Weg: an einem Sonntag predigte er über das Wort „Du sollst dir kein Bildnis machen, noch irgend ein Gleichnis". Er betrachtete dann die Altarstatue und sprach zu den Figuren: „Meine lieben Frauen, eure Stunde hat geschlagen, ihr müßt von eurem erhabenen Platz herunterkommen. Hier soll fortan Gott allein angebetet werden. Wenn ihr gehen könntet, würde ich höflich bitten, herunterzusteigen und die Kirche zu verlassen. Aber: ihr seid ja nichts als stumme, taube, blinde, regungslose Götzenbilder. Was soll ich mit euch anfangen?" Während ich so sprach, fiel mir ein, daß ich die Statue seinerzeit, damit sie nicht herunterfalle, mit einer starken seidenen Schnur an der Wand hinter dem Altare festgebunden hatte. Diese Schnur schnitt ich durch. Meine Berechnung erwies sich als richtig: als am nächsten Sonntagmorgen die Gemeinde auf die Knie fiel, verloren die beiden Frauen auf dem Altar durch die Erschütterung das Gleichgewicht. Sie verneigten sich, als wollten sie uns noch zum Abschied grüßen, und dann fielen sie mit lautem Krachen zur Erde, denn sie waren leider nur von Gips und zerbrachen in tausend Stücke. Bei diesem Anblick brach die ganze Gemeinde in lautes Gelächter aus und der Fall der hilflosen Götzen hatte zur Folge, daß am nächsten Morgen ohne mein Zutun der ganze Bilderkram aus der Kapelle verschwand ..."

Wenden wir uns nun ernsteren Dingen zu. Es war klar, daß die „Kirchenfürsten" den Abfall einer ganzen Gemeinde, auf deren Wachstum sie so große Hoffnungen gesetzt hatten und die die Keimzelle zu einer überragenden Stellung des römischen Katholizismus in den Vereinigten Staaten hatte werden sollen, nicht so ohne weiteres hinnahmen und daß sich nach dem vergeblichen Versuch, die Schäfchen wieder in den römischen Pferch zurückzubringen, der Zorn und Haß auf den Urheber des Abfalls richtete. Umsomehr, als dieser sich keineswegs auf St. Anna beschränkte, sondern als ein Missionar freieren protestantischen Christentums im Lande umherzog und im Laufe der Jahre an fünfundvierzigtausend Katholiken nach sich zog. Chiniquy erzählt, daß er allein im Verlauf von zwei

Jahren, die ihm als Erholungsurlaub dienen sollten, nicht weniger als sechshundertzehn öffentliche Vorträge gehalten habe. Er beschränkte sich nicht auf San Franzisko, Portland, Oregon und das Territorium Washington, sondern reiste über die Sandwich-Inseln nach Australien, Tasmanien, Neuseeland.

Chiniquy schreibt: „In allen römischkatholischen Seminarien wird bis auf den heutigen Tag den künftigen Priestern folgender Satz aus der Summa theologica des Thomas von Aquino eingeschärft: ‚Man muß mit den Ketzern, obschon sie es nicht verdienen, solange Geduld haben, bis man sieht, ob sie nicht durch eine zweimalige Mahnung zum Glauben der Kirche zurückgebracht werden können. Diejenigen jedoch, die auch nach wiederholter Ermahnung in ihrem Irrtum verharren, muß man nicht nur exkommunizieren, sondern sie dem weltlichen Arm ausliefern, damit sie hingerichtet werden.‘ Daß dieser Grundsatz noch heute ein Bestandteil der römischkatholischen Kirchenlehre ist, das mußte am 31. Dezember 1869 der hochwürdige Bischof Foley von Chikago vor dem Gerichtshof zu Kankakee auf mein Verlangen eidlich bestätigen. Ich selbst habe erfahren, daß diese kirchliche Verordnung noch heute gilt; denn seit meiner Bekehrung sind von römischkatholischer Seite nicht weniger als dreißig Attentate gegen mein Leben gemacht worden. Man hat mich zwanzigmal gesteinigt, wobei ich oft verwundet wurde." Einmal sandten die Priester fünfzig Männer gegen ihn aus, von denen ihm einer einen Dolch auf die Brust setzte und dabei von ihm den Schwur forderte, nie mehr über die Bibel zu predigen (!!). Es gelang ihm zu entkommen, mit blutender Brust erschien er beim Bürgermeister von Quebec, der nun tausend britische Soldaten aufbot, um einen Vortrag Chiniquys vor zehntausend Zuhörern zu sichern. Selbst die Kirche war den fanatischen Eiferern nicht heilig: „Am gefährlichsten war vielleicht die Situation, als ich, im Alter von vierundsiebzig Jahren, am 17. Juni 1884 nach einer Predigt vor eintausendfünfhundert Katholiken unter Anführung von zwei Priestern angegriffen wurde. Sie schlugen die Kirchenfenster ein und bewarfen mich mit Steinen, um mir endlich einmal den Garaus zu machen. Mehr als hundert Steine trafen mich, und nur dadurch, daß ich mir zwei dicke Überröcke, die ich bei mir hatte, um Kopf und Brust wand, entging ich dem sicheren Tode. Trotzdem wurde ich so schwer verwundet, daß ich drei Wochen lang das Bett hüten mußte und lange zwischen Tod und Leben schwebte. Ein junger Mann, namens Lefevre, der sich zwischen mich und einen meiner Angreifer warf, erhielt sechs Dolchstiche im Gesicht ... Sogar Polizisten, die mir zu Hilfe eilten, wurden verwundet und es kam erst besser, als ich zu

meinem Schutz unter dem Namen ‚Protestantengarde' eine freiwillige Bürgerwehr bildete, die aus tausend jungen Männern bestand." Bevor wir diese liebreiche Ketzerbehandlung abschließen, sei noch der Fall des Pater Brunet erzählt, weil sich darin mit versöhnlichem Abschluß der Humor in Gestalt eines „Wunders" meldet.

Dieser Pater Brunet wurde wegen falscher Anklage und Anstiftung zu falschem Zeugnis zu einer Buße von zweitausendfünfhundert Dollars oder im Nichtzahlungsfalle zu vierzehn Jahren Gefängnis verurteilt. Er zog das letztere vor, denn seine Freunde hatten ihm versprochen, ihn aus der Haft zu befreien. Schon nach sechs Monaten gelang es ihnen auch, ihn in einer stürmischen Nacht aus dem Gefängnis in Kankakee zu befreien und ihn nach dem neunhundert englische Meilen entfernten Montreal zu bringen. Dort erzählte er den andächtig staunenden Katholiken, die Jungfrau Maria sei ihm im Gefängnis erschienen und habe ihm höchstselber die Kerkertüre geöffnet ...

Aber Rom kann auch anders, sein Schoß ist weit, reumüige Sünder können immer zurückkehren. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn nach dem Mißerfolg der Wiedergewinnung des Paters Chiniquy durch Steinhagel, Stockschläge, Dolchstiche und Pistolenschüsse, nach gemeinsten Verleumdungen, nach angehängten Prozessen, die sich im ganzen achtzehn Jahre lang einander jagten, wenn nach dieser verfehlten Liebeskur nicht am Krankenbette der Versuch gemacht worden wäre, die Stimmung auszunützen. Als er, vierundachtzigjährig, an einer Operation schwer darniederlag, traf eine Einladung des Bischofs von Montreal zur Rückkehr in den alleinseligmachenden Schoß ein ... Der Brief, den der ehemalige Pater als Antwort an den Bischof richtete, ist so kennzeichnend für den hellen, kritischen Geist dieses einst so brünstig Romgläubigen, daß wir ihn stellenweise wiedergeben wollen: „Ja, mein Herr Bischof, ich bin völlig geheilt, obgleich ich keinen Tropfen von euerm Wasser der ‚Mutter Gottes von Lourdes' gebraucht habe und auch nicht zu der guten St. Anna von Beaupre gewallfahrtet bin. Ich bin gesund geworden trotz der Bannflüche und Exkommunikationssprüche der römischen Bischöfe und Priester. Ich bin geheilt, ohne eines Ihrer Medaillons oder Amulette umgehängt zu haben, ja sogar ohne daß ich eine geweihte Kerze erstanden hätte, die ich bei Ihnen für fünfzehn Cent hätte kaufen können, Verwundern Sie sich also nicht, daß ich den Gesandten Roms die Türe gewiesen habe ...."

23. Ausnahmefälle in aller Welt

Wir schließen damit die Aufzeichnungen Chiniquys über seine eigenen Erlebnisse während einer 40jährigen Zugehörigkeit zur römischkatholischen Kirche ab. Aber Chiniquy hat nicht nur über seine reichen persönlichen Erfahrungen Aufzeichnungen gemacht, seine Bücher zeigen ihn vielmehr als einen gründlichen Kenner der allgemeinen und der Papstgeschichte, sowie als einen sehr aufmerksamen Beobachter seiner Zeit. Wir wollen mit ihm nun noch einen kurzen Gang von Kanada aus, wo sich die bisher geschilderten Dinge abspielten, über die Welt antreten, um zu sehen, daß das Pfaffentum sich in aller Welt und zu aller Zeit gleichgeblieben ist. Niemand wird dem unerschrockenen Kämpfer Chiniquy und uns nach diesem Rundgang den Vorwurf machen können, daß wir Vorkommnisse in der Kirchenfiliale eines einzelnen Landes, wie Kanada, verallgemeinert, daß wir ein einseitiges Bild gegeben hätten.

Chiniquy hat nun wieder das Wort: „Ihr Amerikaner, die ihr noch genauer wissen wollt, was zwischen den Beichtvätern und ihren Beichtkindern in den Vereinigten Staaten sich abspielt, geht nach der schönen Stadt Malone im Staate Neuyork. Dort ist in den öffentlichen Berichten des Gerichtshofes zu lesen, wie Pater Mc. Nully sein Beichtkind, Fräulein M. Farlana, die bei ihm wohnte und deren Lehrer er war, verführte. Ihr könnt dort lesen, daß die erzürnten Eltern des Mädchens ihn verklagten, und daß er zu zweitausendeinhundertneunundzwanzig Pfund Sterling verurteilt wurde, deren Zahlung er verweigerte. Er wurde eingesteckt, brach aber aus und entfloh nach Kanada, wo die Bischöfe ihn mit Freuden aufnahmen und ihn den irischen Mädchen zum Beichtvater gaben. Sind nicht die Berichte von den Greueln im österreichischen Nonnenkloster zu Krakau noch in aller Gedächtnis? Trotz der ungeheuren Anstrengungen der katholischen Presse, die Tatsachen zu leugnen, ist es unwiderleglich erwiesen, daß die unglückliche Nonne Barbara Ubrik in einem unbeschreiblich schrecklichen, finstern und dumpfigen Loche völlig nackt aufgefunden worden ist und daß die Nonnen

sie dort gefangengehalten haben, weil sie sich geweigert hatte, mit dem Beichtvater Pankiewicz denselben schmachvollen Umgang zu unterhalten wie sie selbst. Und hat nicht jener elende Priester dadurch, daß er seinem Leben wie Judas ein Ende machte, alles bestätigt, was ihm zur Last gelegt worden ist?! Ich traf in Montreal einen Neffen der Barbara Ubrik, der damals, als seine Tante in ihrem Elend aufgefunden wurde, in Krakau gewohnt hat. Er bestätigte nicht nur alles, was die Presse über die Qualen seiner Anverwandten und ihre Ursache geschrieben hatte, sondern er war auch öffentlich aus der katholischen Kirche ausgetreten, deren Beichtstuhl er persönlich zur Genüge kennen gelernt hatte.

Noch können die Bewohner von Detroit in Michigan nicht jenen liebenswürdigen Priester vergessen, der für alte und junge Katholikinnen der Beichtvater a la mode war. Sie erinnern sich noch jener dunklen Nacht, da er mit einem seiner schönsten Beichtkinder und viertausend Pfund Sterling nach Belgien entwich; eine Summe, die er dem Bischof Lefebre gestohlen hatte ... Wer empfände nicht Mitleid mit jenem jungen Arzt, dessen Frau mit ihrem Beichtvater durchging, um, wie wir in christlicher Liebe annehmen, in Gemeinschaft mit ihrem geistlichen Arzt mehr Heil zu erlangen?!

Folge mir, lieber Leser, nach Bourbonnais-Grove, dort wird man dir den Sohn des Priesters Courjeault und eins seiner Beichtkinder zeigen. Sagt nicht daß das Ausnahmefälle seien (auch Chiniquy kannte, wie man hier sieht, dieses Argument der Beschützer der „Märtyrer"-Verbrecher im geistlichen Gewande schon !!), ich bin bereit, den Beweis zu führen, daß die oft unsägliche Verkommenheit und Unsittlichkeit römischer Priester durchaus über den Fall der Ausnahme hinausgeht ... auch sind die Bischöfe und Päpste samt den Kardinälen oft nicht besser.

Kennt man nicht die Geschichte des jungen Mädchens in Armidale in Australien, die vor kurzem ihren bestürzten Eltern bekennen mußte, daß ihr Verführer kein geringerer sei als der Bischof? Der aufgebrachte Vater, der den Bischof auf Schadenersatz verklagte, erhielt von demselben dreihundertfünfzig Pfund Sterling unter der Bedingung, mit seiner Familie nach San Franzisko auszuwandern. Aber unglücklicherweise schenkte das junge Mädchen schon vor seiner Ausreise einem kleinen Bischof das Leben ...

Ich denke an das beklagenswerte Ende des Paters Cahill in New England, der sich die Kehle durchschnitt, um sich der gerichtlichen Verfolgung von seiten des blühenden Mädchens zu entziehen, das er verführt hatte ...

Hat nicht ganz Frankreich Schrecken erfaßt bei den Veröffentlichungen der edlen Katharina Cadiere und ihrer zahlreichen Freundinnen, die der Beichtvater Jesuit B. Girard verführt hatte? Die Einzelheiten der Schurkenstreiche dieses ‚heiligen' Beichtvaters sind derart, daß keine christliche Feder sie niederschreiben kann. Wäre dies Kapitel nicht schon lang genug, dann würde ich noch erzählen, wie der Pater Achazius, Prior des Nonnenklosters in Düren im Rheinland, die alten und jungen Damen, die bei ihm beichteten, zu ‚heiligen' pflegte. Die Zahl seiner Opfer war so groß und ihr Rang in der Gesellschaft so hoch, daß Napoleon für gut befand, die skandalöse Sache vor sein eigenes Forum zu bringen. Aber die Untersuchungen, die von dem Staatsrat Le Clerqu und dem Professor Gall geleitet wurden, stellten so viele Priester und so viele Damen der höchsten Gesellschaftskreise bloß, daß der Kaiser in der Befürchtung, die schauerlichen Schlächtereien in Frankreich im Jahre 1792 und 1793 könnten sich wiederholen, wenn diese Bloßstellung dem Volke bekannt würde, das blamable Verfahren einstellte. Er glaubte, es genüge, den Pater Achazius und seine Mitschuldigen auf Lebenszeit einzusperren. (Chiniquy meint, daß durch die Bestrafung einzelner straffälliger Priester das System, Ohrenbeichte und Zölibat, als Ursache solcher Verbrechen nicht aufgehoben sei). In jenen ‚schauerlichen Schlächtereien' der Jahre 1792 und 93 wurden dreißigtausend Priester, Mönche und Nonnen als Erzfeinde der Sittlichkeit und Freiheit von dem empörten Volke erbarmungslos niedergemacht.

Laßt uns nun die Blicke von den gewöhnlichen Beichtpriestern auf die Bischöfe und Päpste richten! Treten uns da nicht Abscheulichkeiten entgegen, die alles überbieten, was die gewöhnlichen Priester hinter den dunklen Vorhängen des Beichtstuhls verüben? Erzählt nicht selbst der Kardinal Baronius, daß die Welt niemals Ähnliches erlebt hätte wie die Unfläterei und die unnennbaren Laster vieler Päpste? Erzählen doch die Annalen der römischen Kirche die Geschichte jener berüchtigten Hure Roms, Marozia, die mit dem Papste Sergius III., den sie auf den sogenannten Stuhl Petri gesetzt hatte, öffentlich im Konkubinat lebte. Weiß man nicht, daß sie mit diesem Papste einen Sohn hatte, den sie nach dem Tode seines heiligen Vaters Sergius auf den päpstlichen Thron erhob; daß sie mit ihrer Schwester Theodora auch noch einen andern Liebhaber unter dem Namen Anastasius III. auf den Stuhl Petri gesetzt hat; daß dessen Nachfolger, Johann X., als er das Vertrauen seiner Konkubine Marozia verloren hatte, auf deren Befehl im Kerker erdrosselt wurde? Und ist es nicht

ebenso allgemein bekannt, daß sein Nachfolger Leo VI. von ihr ermordet wurde, weil er sich an ein noch verkommeneres Frauenzimmer gehängt hatte?

Im Jahre 936 stieg nach mehreren blutigen Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern der Enkel der Hure Marozia unter dem Namen Johann XII. auf den Stuhl Petri. Seine Laster und Schandtaten waren so unerträglich, daß der gelehrte und berühmte Bischof von Cremona, Luitprand, von ihm sagt: ‚Keine ehrbare Frau wagte es, sich öffentlich zu zeigen, denn der Papst Johann hatte weder vor ledigen Mädchen, noch vor verheirateten Frauen, noch auch vor Witwen Achtung, sie wurden ohne Ausnahme von ihm geschändet, selbst auf den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus'. Dieser Papst wurde von einem Edelmann durchbohrt, der ihn beim Ehebruch mit seinem Weibe ertappte.

Bekannt ist die Tatsache, daß der Papst Bonifazius VII. den Papst Johann XIV. ins Gefängnis werfen und vergiften ließ. Und als er bald darauf starb, schleppte das römische Volk den nackten Leichnam durch die Straßen und ließ ihn, schrecklich verstümmelt, den Hunden zum Fraße liegen.

Werfen wir einen Blick in die Geschichte des Konzils von Konstanz! Während welchem sich drei, zeitweise auch vier Päpste jeden Morgen gegenseitig verfluchten und jeder seinen Gegner Antichrist, Teufel, Ehebrecher, Sodomit, Mörder titulierte. Da nun nach dem vatikanischen Konzil jeder dieser Päpste ‚unfehlbar' war, so sind wir genötigt, zu glauben, daß die Komplimente, mit denen sie sich gegenseitig bedienten, der Wahrheit entsprechen ... Einer von diesen ‚heiligen' Päpsten, Johann XXIII., erschien vor dem Konzil, um Bericht über seine Lebensführung zu geben. Siebenundreißig Zeugen, zum größten Teil Bischöfe und Priester, legten dar, daß er der Hurerei, des Ehebruchs, der Blutschande, der Simonie, des Diebstahls und des Mordes schuldig sei. Außerdem wurde von einer Unmenge Zeugen erwiesen, daß er dreihundert Nonnen verführt und vergewaltigt hatte. Sein eigener Sekretär Niem sagte aus, daß der Hl. Vater in Bologna einen Harem gehalten habe, in welchem seiner Wollust nicht weniger als zweihundert Mädchen zum Opfer gefallen waren. Und was ließe sich alles von Alexander VI. berichten. Ein Ungeheuer, das mit seinen beiden Schwestern und mit seiner eigenen Tochter Lukretia, die ihm ein Kind gebar, blutschänderischen Umgang hatte. Ich mag nicht fortfahren, denn ich erröte, solche Dinge wiederholen zu müssen. Ich würde ihrer nie Erwähnung getan haben, aber um der Dreistigkeit und den Ansprüchen römischer Priester ein Ende zu machen, war es notwendig. Auch, um den

Protestanten zum Bewußtsein zu bringen, warum ihre Heldenväter so große Opfer gebracht, so viele Schlachten geschlagen, ihr Blut vergossen und freudig den Tod erduldet hatten, um die Fesseln zu sprengen, in denen sie vor Priestern und Päpsten im Staube lagen.

Täusche sich niemand mit dem Gedanken, die römischen Päpste der Gegenwart seien besser als diejenigen des neunten, zehnten, elften und zwölften Jahrhunderts. Sie sind **nur vorsichtiger**, weil sie wissen, daß die heutigen Völker die Schandtaten, die ihre Vorgänger begingen, nicht dulden würden. Man würde sie in den Tiber werfen, wenn sie solche Szenen, wie die Alexander, Stephan, Johann usw. usw. öffentlich aufführen wollten. In Italien werden euch selbst Katholiken die beiden Töchter zeigen, die der Papst Pius IX. von zwei seiner Haushälterinnen hatte. Sie werden euch die Namen von fünf andern Frauenzimmern nennen, wovon drei Nonnen sind, die er als Priester und als Bischof gehabt hat. Diejenigen, welche Gregor XIV., den Vorgänger Pius IX., gekannt haben, können lange Geschichten von seinen Maitressen erzählen; eine davon war die Frau seines Barbiers ... Überdies könnt ihr von ihnen vernehmen, daß dieser Papst einer der schlimmsten Säufer in Italien gewesen ist. Wer hat nicht von dem Bastard gehört, den der Kardinal Antonelli (Staatssekretär und Großschatzmeister unter Pius XI.; er machte sich als solcher ein Riesenkapital) von der Gräfin Lambertini hatte? Der Prozeß wegen dieses illegitimen Kindes des Kardinalstaatssekretärs hat Italien und die ganze Welt mit Scham und Ekel erfüllt."

24. Prüfstein für Chiniquys Glaubwürdigkeit

Wir haben schon in der Einleitung darauf hingewiesen, daß bekannte Papstgeschichten katholischer und protestantischer Autoren Darstellungen aus der allgemeinen Papstgeschichte bringen, die sich mit den von Chiniquy gebrachten völlig decken. Diejenigen katholischen Leser, die besonders skeptisch sind, verweisen wir auf die hier folgenden Auszüge aus Papstwerken, die den meisten Katholiken heutzutage bekannt sind, weil sie jedem offen stehen. Es sind dies: Professoren Seppelt-Löffler: „Papstgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart", erschienen im Jahre 1933 bei Herder & Co., Freiburg im Breisgau. Und Dr. theol. Joseph Bernhart: „Der Vatikan als Weltmacht", erschienen 1935 in Leipzig bei Paul List.

Zunächst aus dem ersteren Werk!

Seite 112: „Johannes VIII. ist eines gewaltsamen Todes gestorben. Es beginnt nun die traurigste Periode in der Geschichte des Papsttums, eine Zeit schmählicher Erniedrigung und trostloser Entartung."

Seite 115: „Sergius III. (904 bis 911), dessen beide Vorgänger im Kerker erdrosselt wurden, war durch tuscische und spoletinische Hilfe ans Ziel gelangt ... Sehr bald tritt als die eigentliche Herrscherin des Theophylact ehrgeizige und sittenlose Gemahlin Theodora nebst ihren Töchtern Marozia und Theodora der Jüngeren in den Vordergrund. Die zutreffende Beurteilung der damaligen Zustände in Rom, die man seit Loescher (1705) gern, aber sehr übertrieben als Hurenregiment oder Pornokratie charakterisiert ... Jedenfalls war die jahrzehntelange Abhängigkeit des Papsttums von diesen Frauen, die bei ihrem Willen zur Macht unbekümmert die Grenzen von Gut und Böse überschritten, unwürdig und schmachvoll."

Seite 117: „Dann wurde Johannes X. selbst ins Gefängnis geworfen, in dem er nach wenigen Monaten ermordet wurde. Fester denn je war nun die Machtstellung der Marozia in Rom ... Die beiden folgenden Päpste, Leo VI. (928) und Stephan VII. (929 bis 931) waren ihre Kreaturen. Nun erhob Marozia ihren eigenen, wahrscheinlich aus unerlaubter Verbindung mit Sergius III. stammenden Sohn als Johannes XI. auf den Papstthron."

Seite 119: „Johannes XII. (955 bis 964). So war nun die weltliche und geistliche Gewalt in Rom wieder in einer Hand vereinigt; aber freilich war dieser siebenzehnjährige, unreife und lasterhafte Jüngling in seinem Lebenswandel und in seinen Bestrebungen nur allzusehr weltlicher Fürst."

Seite 123: Crescentius, der Sohn der jüngeren Theodora, stürzte den Nachfolger Johannes XIII., den von der kaiserlichen Partei erhobenen Benedikt VI. (972 bis 974). Noch bevor dieser im Gefängnis erdrosselt wurde, erhob man auf den päpstlichen Thron den Diakon Franko als Bonifaz VII. Nach wenigen Wochen aber wurde er, der an jenem Verbrechen beteiligt gewesen, deutscherseits vertrieben ..."

Seite 124: „Neue Wirren in der ewigen Stadt setzten unter dem nächsten Papste, Johannes XIV., ein ... Bald nach seiner Erhebung verlor er durch allzufrühen Tod seinen kaiserlichen Schutzherrn, Otto II. Alsbald kehrte Bonifaz VII., wohl mit griechischer Hilfe, nach Rom zurück und bemächtigte sich wieder

des päpstlichen Stuhles. Johannes XIV. wurde von ihm in den Kerker geworfen, wo er verhungerte."

Wem dieser Papstspiegel zweier katholischer Theologen noch nicht genügt, der mache mit uns einen Gang durch Joseph Bernharts Buch „Der Vatikan als Weltmacht", Leipzig 1930/1935, Paul List-Verlag. Auch Bernhart ist römischer Theolog.

Seite 97/98: „Nun folgt das blutige Possenspiel, das in der Geschichte des Papsttums sich ausnimmt wie die Rolle der Schergen und Verräter in der Passion Jesu Christi. Zum Papst geworden, fühlte Formosus den Druck der Spoletiner als unwürdige Fessel seines Amtes, rief den König Arnulf, den Normannensieger, gegen sie ins Land und krönte ihn zum Kaiser. Wenige Wochen nach dessen Abzug starb er. Die Partei der Spoletiner nahm Rache an dem Toten. Stephan VI., ein Papst ihrer Richtung, erhob die Leiche, die neun Monate im Grabe gelegen hatte, setzte sie im vollen Ornat auf den päpstlichen Thron in St. Peter und hielt vor versammelter Synode über sie Gericht. Eine förmliche Verhandlung begann ... Sein Pontifikat wurde als unrechtmäßig, seine Amtshandlungen für null und nichtig erklärt. Man riß ihm die Gewänder vom Leibe, haute ihm die Segensfinger ab, schleifte die Leiche durch die Stadt und warf sie in den Tiber. Einige Monate später packte das Volk den scheusäligen Papst in der Kirche; im Gefängnis wurde er erdrosselt. Einer seiner Nachfolger, Theodor II., begrub die von Fischern gefundene Leiche des Formosus und erklärte die Weihen, die er gespendet, für gültig ..."

Seite 213 über Johann XXIII. (1410 bis 1415). „Dieser gewissenlos glückliche Neapolitaner, dem zum Verbrecher weniger als zum Papste fehlte, steigerte den alten Wunsch nach dem großen Reformkonzil zur heißen Erwartung."

Seite 229: „Sixtus IV. (1471 bis 1484) aus armer Fischerfamilie namens Rovere. Er ernannte, kaum gekrönt, seine Neffen Giuliano und den verkommenen Pietro Riario zu Bischöfen und Kardinälen. Pietro brachte es bald auf ein jährliches Einkommen von zweieinviertel Millionen Franken nach heutiger Rechnung. Er genoß es nicht lange; bald starb er an den Folgen seiner Unzucht. Der geliebteste der Nepoten aber war Pietros Bruder Girolamo Riario. Aus dem Gewürzkrämer sollte er Gebieter

eines großen Fürstentums werden. Der Kreuzzugseifer seines Oheims kam ihm zustatten; die wahren Türken, sagten die Zeitgenossen, seien die Neffen des Papstes ..."

Wir wollen es bei diesen Auszügen aus Papstgeschichten katholischer Theologen bewenden lassen. Es kam uns hier nicht darauf an, möglichst viel Belastendes zusammenzutragen, sondern zu zeigen, daß Pater Chiniquys Erlebnisbericht aus seiner vierzigjährigen Zugehörigkeit zur Papstkirche vollen Glauben verdient, daß seine geschichtlichen Streifzüge durch die Geschichte des Papst- und Kirchentums auf Kenntnissen beruhen, die Allgemeingut kirchlicher Geschichtsschreiber sind, und daß schließlich bei einem Gang durch die Jahrhunderte sich immer wieder dasselbe gleichbleibende Bild der Zustände in der römischen Weltkirche darbietet. Unsere Veröffentlichung der Erlebnisse des Paters Chiniquy hätte keinen Sinn, wenn wir nicht abschließend den Ursachen nachgingen.

Im Abschnitt 17 wurde erzählt, wie der Priester Courgeault, der mit der Küsterstochter ein Verhältnis gehabt hatte, das nicht ohne Folgen blieb, sich vor seiner Gemeinde aufgeführt hatte und am Ende dieser Schilderung hieß es mit den Worten Chiniquys: „Die Leute fingen nun an, Zweifel an der Richtigkeit der kirchlichen Institutionen zu äußern. Man fragte mich, ob denn Jesus den Priestern wirklich die Ehelosigkeit geboten habe, in deren Folge derartige Skandale vorkämen." In andern Abschnitten war davon die Rede, wie die Fragepflicht im Beichtstuhl allzuoft dazu führt, daß Beichtväter mit ihren Beichtkindern in sexuelle Beziehungen geraten. Ehelosigkeit und Beichtstuhl sind nicht nur in den Erlebnisschilderungen Chiniquys, sondern tatsächlich in der gesamten Kirchengeschichte die Fallstricke gewesen, die Priester straucheln ließen und zu Zeiten jene schamlosen Zustände hervorgebracht haben, die sozusagen sprichwörtlich geworden sind. Viel ist über die „erzwungene Ehelosigkeit und ihre Folgen" auf die Sittenzustände in allen Jahrhunderten geschrieben worden. Die eindrucksvollste Anklage gegen dieses System haben wohl die beiden hohen Kirchenbeamten Johann Anton und Augustin Theiner in ihrem zuerst 1828 erschienenen Buch erhoben. Hier wurde ein ungeheuerliches, einwandfreies Material von wissenschaftlicher Unanfechtbarkeit aus allen Zeiten zusammengetragen. Aber weder dieses, noch frühere und spätere Anklagen haben vermocht, dem Zölibat und der Ohrenbeichte, die in ihren Wirkungen eng zusammenhängen, ein Ende zu bereiten. Luther nannte sie die

beiden Säulen des Papsttums. Und wir wollen jetzt sehen, wie es kommt, daß es innerhalb der römischen Kirche bisher unmöglich war, diese Säulen zu stürzen.

25. Warum noch immer Zölibat?

Solange der Zölibat, das heißt das Versprechen der Ehelosigkeit und Enthaltsamkeit, beziehungsweise der „Keuschheit" der römischen Priester und Ordensleute besteht, ist der Kampf wegen der entsittlichenden Folgen dieses unnatürlichen Gebotes entbrannt, sind aber auch andererseits verzweifelte Versuche von seiten der dadurch Betroffenen gemacht worden, den Zölibat zu sprengen, beziehungsweise ihn zu mildern. Zum Erfolg hat dieses Bestreben nur bei den der Romkirche angegliederten Kirchen des orientalischen Ritus (unierte Orthodoxe) geführt, denen die Päpste, um sie für sich zu gewinnen, eine teilweise Aufhebung des Zölibates zugestanden haben. Alle andern Versuche sind entweder streng und rücksichtslos, auch blutig unterdrückt worden, oder sie haben zu Kirchentrennungen geführt (Luthertum, Reform- und Altkatholizismus, tschechische Nationalkirche).

Wenn wir die Geschichte des Zölibats nachschlagen, und sie reicht bis in die Apostelzeit zurück, so finden wir immer erneute Proteste gegen die Unnatur, die eine irregehende religiöse Auffassung, die Askese, erfunden hat. Schon Paulus sah sich genötigt, die Ehe gegen solche zu verteidigen, welche „die Teufelslehre" des Eheverbots verbreiten (1. Thimot. 4, 1 bis 3), obwohl er selber in gewissen Fällen dem Ledigbleiben den Vorzug gibt (1. Korinther 7,1). Clemens von Alexandrien verwies die Anhänger der Keuschheitslehre auf die Ehen des Petrus und Philippus, die sogar Kinder in rechtmäßiger Ehe erzeugten; und Chrysostomus ereifert sich gegen die Eheverächter nicht minder und erklärte:

> **Auf meine Gefahr verspreche ich dir die Seligkeit, auch wenn du eine Frau hast."**

Nach manchem Für und Wider wurde zum ersten Male auf der Synode von Elvira (306) der Versuch gemacht, die Ehelosigkeit für Bischöfe, Presbyter und Diakonen verpflichtend einzuführen. Auf dem Konzil zu Nicäa (325) ging man schon so weit, zu fordern, daß verheiratete Bischöfe und Priester ihre Frauen zu entlassen hätten; aber dieses Konzil verstand sich nur dazu, die Enthaltsamkeit und Ehelosigkeit dem freien Willen jedes Einzelnen zu überlassen und denjenigen, die unverheiratet Priester geworden waren, die Verheiratung zu

untersagen. Schon Origenes (185 bis 254) hat der zölibatären Heuchelei für alle Zeiten den folgenden Spruch ins Stammbuch geschrieben:

> „Es gibt Lehrer, welche verbieten, zu heiraten. Häufig kann man sehen, daß diejenigen, welche solches lehren, das Gegenteil tun. Viele lehren Keuschheit, sie haben sie aber nicht beachtet. Sie lehren anders öffentlich und im geheimen und im verborgenen."

Und Chrysostomus hatte schon auf die immer wieder mit dem Zölibat hervortretenden, entsittlichenden Folgen hingewiesen:

> „Viele sind ihrer, welche unverehelichte Jungfrauen in ihr Haus aufnehmen, sie bis in ihr Alter bei sich behalten und mit ihnen leben ..."

Später äußerte sich der gelehrte Benediktinermönch Beda (gest. 724) über die Lügenhaftigkeit des Zölibats:

> „Viele Männer wählen das Klosterleben nur, um von allen Staatsdiensten befreit zu werden und ungestörter ihre Lüste befriedigen zu können. Diese sogenannten Mönche befolgen nicht nur selbst kein Gelübde der Keuschheit, sondern sie mißbrauchen sogar die Jungfrauen, welche die Gelübde getan haben."

Derartige Klagen und Vorwürfe setzen sich in ununterbrochener Folge durch die ganze römische Kirchengeschichte bis auf den heutigen Tag fort. Wir begnügen uns aber mit der Wiedergabe der obigen, weil sie bereits alles, was später unzähligemale wiederholt worden ist, voraussagen und weil sie zeigen, daß der Zölibat Jahrhunderte *vor* seiner verpflichtenden und endgültigen Einführung durch den Papst Gregor VII. (1074) und durch das Tridentinische Konzil Gegenstand heftigster Auseinandersetzungen gewesen ist. Seit jener Zeit ist die Diskussion darüber für das Papsttum geschlossen, nur einzelne Gruppen und Persönlichkeiten haben den Kampf gegen den Zölibat aufgenommen, aber, wie schon gesagt, ohne nachhaltigen Erfolg.

Es erhebt sich nun angesichts der Zähigkeit und der Zielstrebigkeit, mit der die Päpste das naturwidrige Gesetz durchsetzten, die Frage: welche Beweggründe lagen für sie vor, um trotz der auch von päpstlichen Ratgebern und von Päpsten selber eingestandenen Mängel, ja verheerenden Folgen, daran festzuhalten?

Schon in seinen Anfängen ist der Zölibat nicht bloß aus sogenannten asketischen Idealen hervorgegangen, sondern „aus dem Bedürfnis der Bischöfe, in einem unverehelichten Klerus billige und gefügige Diener zu haben ..." So hat man denn auch die kultische Seite des Zölibats für die Weltpriester bald

in den Hintergrund treten lassen, hat die Lockerung des Keuschheitsgelübdes zugelassen und fordert von ihnen überhaupt nur „Enthaltsamkeit" und Ehelosigkeit. Aus einer religiösen, asketischen Haltung wurde eine gesetzliche Verpflichtung. Thomas von Aquino und Alphons von Liguori haben hervorgehoben, daß der Zölibat nicht auf einer religiösen Verpflichtung beruhe, sondern auf kirchlicher Anordnung. Und schon auf dem Tridentinischen Konzil (1562, 22. Sitzung) machte man aus dem wahren Charakter des Zölibats gar kein Hehl. Pius IV. hatte den Kardinal von Capri, Rudolfo Pio, aufgefordert, ein Gutachten darüber abzugeben, ob man den Priestern die Ehe erlauben dürfe; und Pio erklärte klipp und klar:

> **„Würde man den Priestern gestatten, sich zu verheiraten, so würde das Interesse ihrer Familien, ihrer Weiber und Kinder sie von der Abhängigkeit vom Papste losreißen und sie dagegen ihren Fürsten unterwürfig machen; und die zärtliche Neigung zu ihren Kindern würde sie antreiben, alles zum Nachteil der Kirche zu tun. Sie würden sich bemühen, ihre Pfründen erblich zu machen und in kurzer Zeit würde die Autorität des Hl. Stuhles auf die Stadt Rom beschränkt sein. Vor der Einführung der Ehelosigkeit habe der Papst aus andern Städten und Ländern keine Einkünfte bezogen, erst seit derselben habe Rom freie Hand erhalten, so viele Benefizien zu vergeben, um welches Vorrecht es in kurzer Zeit gebracht sein dürfte, sobald die Priester heiraten könnten."**

Daraufhin entschied Pius IV.:

> **„Es ist klar, wenn den Priestern die Ehe freisteht, so werden sie alle ihre Liebe und Neigung der Gattin und den Kindern, der Familie und dem Vaterland zuwenden. Die enge Verbindung des geistlichen Standes mit dem päpstlichen Stuhle wird aufhören; die Ehe den Priestern gestatten heißt, die kirchliche Hierarchie zerstören und den Papst wieder zum Bischof vom Rom machen."**

Hier treten uns also die wirklichen Gründe für das zähe Festhalten der Päpste am Zölibat entgegen. Und immer wieder, wenn die Frage „Ehe oder Ehelosigkeit?" erneut aufgerollt wurde, lauteten die Begründungen für den Zölibat gleich. So erklärte der Kardinalstaatssekretär Pius VI., Pallavicini, auf Aufforderung:

> **„Wenn man den Geistlichen die Ehe gestattet, so ist die römisch-päpstliche Hierarchie zerstört, denn verheiratete Geistliche werden durch das Band der Frauen und Kinder an den Staat gefesselt und hören auf, Anhänger des römischen Stuhles zu sein, werden auch genötigt, dem Interesse der**

Fürsten beizustimmen ... Die Staatsklugheit legt es also Ihrer Heiligkeit und dem Hl. Kollegium auf, niemals dergleichen Anträgen Gehör zu geben."

Also die „Staatsklugheit", das heißt machtpolitische Gründe, nicht religiöse Gründe sind bestimmend für die Beibehaltung des Zölibats. Kann es eine schwerere Anklage gegen das Zölibatssystem geben, als dieses Gutachten des päpstlichen Staatssekretärs? Was ist darin ausgedrückt?

Der Zölibat macht den Priester zum entwurzelten Kosmopoliten, seine „Heimat" ist die Welt, sein Vaterland die Kirche, sein Herr und Führer der Papst. Frau, Kinder und Familie sind Bande, die den Menschen an den Staat, an sein Volk, an seine Nation fesseln. Darum darf der Priester keine Ehe, keine Familie gründen, er soll ja ausschließlich dem landfremden Herrn und seiner Kirche zugehören.

Die Folgerungen, die sich daraus ergeben, sind außerordentlich weitreichend. Der aus Heimat, Volk und Nation entwurzelte Priester hat als gehorsamer Diener des Papstes dessen Anordnungen und Gesetze zu befolgen, auch wenn diese sich gegen sein eigentliches Vaterland richten. Das bürgerliche Gesetzbuch kann der römische Kirchenbeamte nicht als das für ihn maßgebliche ansehen, denn sein Herr in Rom hat ein eigenes Recht geschaffen, den Codex juris canonici, das kanonische Recht, welches Punkt für Punkt die Rechte des Papstes an den Priester und dessen Pflichten gegenüber Papst und Kirche festlegt.

„Bei Einführung des Zölibats spielte praktisch auch der Wunsch eine Rolle, die Vererblichkeit der Kirchenämter und im Zusammenhang damit eine Verschleuderung des Kirchengutes zu vermeiden" (Schäffer-Brode: „Kirchenrecht", Leipzig 1930).

Es sind demnach sehr nüchterne Erwägungen, die zur Einführung des Zölibats und zu einer durch keine Vernunfts- und Moralgründe zu erschütternden Stellung im römischen Kirchengefüge beigetragen haben. Religiös-asketische Momente sind nur noch das feierliche Kleid, unter dem sich nackter, berechnender und rücksichtsloser Machtwille verbirgt. Wer das erkannt hat, dem müssen alle wohlmeinenden Ermahnungen und Vorstellungen an die Adresse des geistlichen Roms, die heute, namentlich von altkatholischer Seite ergehen, als Schüsse in die Luft erscheinen. Die Papstkirche kann und wird niemals auf eine Einrichtung freiwillig verzichten, die ein tragender Pfeiler ihres hierarchischen Machtbaues ist. Es war durchaus kein Zufall, daß der ultramontanste aller Päpste, Gregor VII. (Hildebrand) es

war, der den Zölibat mit rücksichtsloser Strenge durchsetzte. Und es ist eine Selbstverständlichkeit, daß das seine höchste ultramontane Entwicklung erreichende Papsttum des zwanzigsten Jahrhunderts, das ganz offen viel mehr Gewicht auf seine weltmachtmäßige, als auf seine religiöse Sendung legt, auf diese Stütze seines Weltmachtbaues ebensowenig verzichten will, wie auf die Beichte.

Welche Rolle diese letztere im Machtgefüge des Papsttums spielt, hat der ehemalige römische Priester Graf Paul von Hoensbroech in noch nicht überbotener Prägnanz ausgesprochen, weshalb wir ihm auch hier abschließend das Wort geben:

> „Der Beichtstuhl ist der große, geheimnisvolle Mittelpunkt, von dem aus die katholische Welt aller Stände und Alter in bezug auf ihr Verhalten im täglichen Leben gelenkt und geleitet wird. In der Einsetzung der Beichte schuf Rom sich den gewaltigen Hebel, mit dem es das gesamte Leben seiner Anhänger in allen seinen Beziehungen, religiös, sittlich, politisch, wirtschaftlich, aus ihm mißliebigen Bahnen heraus und in ihm genehme Bahnen hineinheben konnte und im Laufe der Jahrhunderte immer mehr hineingehoben hat.
>
> Erst von jetzt an (seit Einführung der Ohrenbeichte, d. Verf.) wurde der Priester innerhalb der Kirche so recht eigentlich der Herrscher, dessen allmächtiges Wort einschneidend und entscheidend, in Wahrheit ‚bindend' und ‚lösend' in innere und äußere Angelegenheiten des Christen drang.
>
> Von jetzt an kommt in der Stille und Unnahbarkeit des Beichtstuhles der ungeheure Einfluß zur Geltung, den der Beichtvater auf die katholische Welt ausübt. Ein Einfluß, dem Könige wie Bettler, Staatsmänner wie Kaufleute, Soldaten wie Gelehrte, Handwerker wie Künstler, Mann, Frau und Kind gleichmäßig unterstehen."

(Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit, Leipzig.)